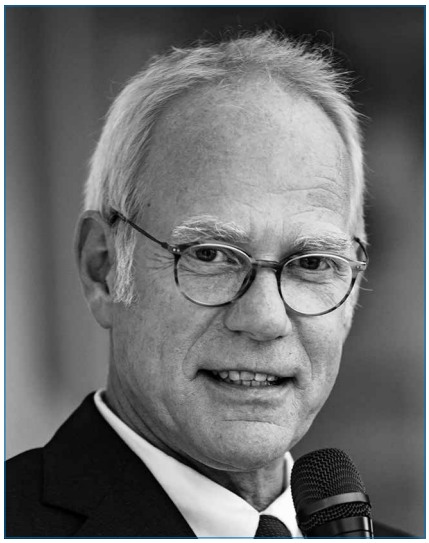
PV-Info

Rundbrief des Evangelischen Pfarrvereins in Westfalen

Nr. 2 / August 2018

Liebe Vereinsmitglieder!



»Der pastorale Alltag wird davon bestimmt, ein Vereinswesen am Laufen zu halten und sich beliebt zu machen. Diese Situation ist das Ergebnis eines Wechselspiels, das zu einer gegenseitigen Resignation, aber auch zu einem Agreement geführt hat: Weil Pfarrerinnen und Pfarrer in der Regel nur eine (neo-orthodoxe) ›Theologentheologie‹ zu bieten haben, die nicht verstanden wird und nicht hilfreich ist und der es nicht gelingt, von den Erfahrungen mit Gott verständlich zu reden, fordert die Gemeinde von der Pfarrerin oder dem Pfarrer ersatzweise menschliche und organisatorische Kompetenzen ab. Darunter leiden Pfarrerinnen und Pfarrer, weil sie in ihrer theologischen Kernkompetenz nicht angefragt werden. In diesem Zwiespalt richten sie ich über kurz oder lang ein. Im Ergebnis retten sich beide Seiten auf eine menschlich-organisatorische Ebene, auf der man sich begegnen kann. Eine latente Unzufriedenheit aber bleibt – auf beiden Seiten. Denn eine ›ferne Erinnerung‹ an den eigentlichen theologischen Sinn von Kirche macht sich als Sehnsucht von Zeit zu Zeit bemerkbar.«

Diese provozierend überspitzte Diagnose vertritt Dr. Horst Gorski, Vizepräsident im Kirchenamt der EKD, in einem Vortrag, den Sie in dieser Ausgabe von PV-Info finden. Ist das wirklich so? Und ist dann der Vortrag von Dr. Ralf Kötter auf unserem letzten westfälischen Pfarrtag mit dem Titel: »Gemeinwesen als Wesen der Gemeindearbeit?«, den Sie ebenfalls in dieser Ausgabe finden, geradezu der empirische Beweis für diese These? Spannende Fragen … Auf jeden Fall kamen Fragen nach theologischer Kernkompetenz und dem handelnden Subjekt von Kirche, nämlich Jesus Christus, in der Aussprache auf dem Pfarrtag immer wieder vor.

Die Fragen, die sich hier in diesen beiden Beiträgen, wie in einem Brennglas fokussieren, stellen sich im Alltag von Pfarrerinnen und Pfarrern tagtäglich: Als ich vor 25 Jahren begann, war die Kirche voll – nun ist sie nur noch zur Hälfte, wenn es gut geht, gefüllt. Hat das mit meiner Person zu tun, oder befinde ich mich mit meinen Beruf seit Jahren auf einer schiefen Ebene, auf der es nur bergab geht? Sind die, die kommen, da, weil ich so beliebt bin, oder ist das ein Werk des Heiligen Geistes? Wollen sie Jesus Christus nachfolgen, oder fühlen wir uns alle nur einfach miteinander wohl? Kommen die Schüler deshalb gerne zu mir in den Religionsunterricht, weil ich eine glaubwürdige Zeugin des Evangeliums bin, oder sind sie da, um vermeintlich leicht eine gute Zensur zu erhalten? Ticken die Menschen in Ostwestfalen und im Siegerland einfach nur ganz anders als die im Ruhrgebiet? Werden wir es in Zukunft mit ganz

Inhalt

»Ich rede von deinen Zeugnissen vor Königen und schäme mich nicht.«	2
Du siehst mich. Gemeinwesen als Wesen der Gemeindearbeit	4
Bericht des Vorstandsvorsitzenden	8
Jahresrechnungen	13
Vermögensübersicht	15
Berichte aus dem Personaldezernat	16
»Herz zu Herzen schaffen«. Die Kirche in der Gesellschaft – zwischen Erfahrung, Selbstoptimierung und Widerstandskraft	19
Wichtig zu wissen für Vorbereitungen auf den DEKT 2019 in Dortmund	26
Wer ist die Vertreterin oder der Vertreter des Pfarrvereins in meinem Kirchenkreis?	27
Thomas Weber – unser Mann bei Olympia	28
Kein Kreuz mit dem Kreuz	31

anderen Formen von Gemeinde zu tun bekommen, und wenn ja, mit welchen?

Ich finde es sehr gut, dass unser Pfarrverein, dass die Pfarrvertretung der EKvW mit ihren Mitgliedern, jenseits aller tagesaktuellen Fragen der Interessenvertretung der Pfarrschaft, diese Fragen erörtert. Denn sie sind keine theoretischen Fragen für den wissenschaftlichen Diskurs, sondern sie bestimmen – ausgesprochen oder latent-unterschwellig – unseren Alltag. In der Gemeinde genauso wie in der Schule, im Krankenhaus genauso wie im Seniorenheim. Wir alle brauchen den kollegialen Austausch, jede und jeder mit ihren und seinen Worten und Erfahrungen. Dass das dann hoffentlich auch in großer Zahl auf unseren Pfarrerinnen- und Pfarrertagen geschieht, ist einer der Wünsche und Anregungen, die sie meinem Bericht als Vorsitzender entnehmen können. Wir werden immer mehr – auch durch die nun gegebene Möglichkeit des Beitrittes für Theologiestudierende, und das ist gut so. Mitglied im Pfarrverein, deutschlandweit verbunden durch den Verband der Pfarrvereine, und das vom Studium bis zum Ruhestand – empfehlen sie uns weiter!

Einen gesegneten Sommer und gute Erholung wünscht Ihnen allen

Ihr Jan-Christoph Borries

»Ich rede von deinen Zeugnissen vor Königen und schäme mich nicht.«

Andacht zu Psalm 119,46 und Matthäus 10,28–32

Liebe Schwestern und Brüder!

Am 25. Juni 1530 um 3 Uhr nachmittags verlas der kursächsische Kanzler den deutschen Text eines neuen Bekenntnisses im Kapitelsaal des bischöflichen Palastes zu Augsburg vor dem Kaiser und dem Reichstag. Heute begehen wir den Gedenktag der Augsburgischen Konfession, der ein eigenes gottesdienstliches Proprium hat. So lautet der Spruch des Tages aus Psalm 119: »Ich rede von deinen Zeugnissen vor Königen und schäme ich nicht.«

Vor 17 oder18 Jahren machte ich in einer kirchlichen Gruppe eine Reise durch die Türkei. Wir waren dabei auf den Spuren der Offenbarung des Johannes. Begleitet wurden wir von einer Reiseführerin, die lange in Deutschland gelebt hatte. Wie es eine Reise so mit sich bringt, erzählte sie auch von sich. Von Hause aus Muslima, hatte sie sich doch durch ihr Studium und unter dem Einfluss von Freunden viel mit dem Christentum beschäftigt, besuchte auch dann und wann, fast verstohlen, den Gottesdienst einer kleinen christlichen Gemeinde. Aber sich taufen zu lassen, das hatte sie noch nicht über sich gebracht. Was würde sie ihrer Familie damit antun?

Auf dieser Reise wurden wir, es war kaum zu verhindern, auch häufig zu irgendwelchen großen Läden gebracht mit Teppichen und Souvenirs. Zum Schluss besuchten wir einen großen Laden mit Schmuck, Ringen, Ketten, Halbedelstein, Gold und Silber in großer Auswahl. Und da gab es auch Kreuze, für die Touristen eben. Einige Frauen aus der Gruppe kauften ein silbernes Kreuz und schenkten es unserer Reiseführerin; sie legt es sich um den Hals. Ob sie es häufig getragen hat? In der Türkei ist das ja ein klares Bekenntnis zu Jesus Christus, dem Gekreuzigten.

Bekennen kann Mut erfordern. Es braucht nicht mündliches Bekennen zu sein, ein Zeichen reicht oder ein bestimmtes Verhalten. Deutschland ist ein christlich geprägtes Land. Aber ich merke, mich zu Christus zu bekennen, das erfordert auch hier Mut und eine bestimmte Widerständigkeit. Manchmal reicht es ja, sich als Pfarrerin oder Pfarrer vorzustellen. Oder früher, wenn man getrampt ist und nach der Studienwahl gefragt wurde, dann wurde schnell die Bekenntnisfrage gestellt. Auch in der Schulklasse. Oder wenn die Konfirmanden und Konfirmanden heute fragen: Das glauben Sie wirklich? Wie schnell wird ein Taufgespräch zu einer Frage des eigenen Bekenntnisses. Und in jeder Predigt legen wir ein Bekenntnis ab. Pfarrerinnen und Pfarrer sind sozusagen Bekennende von Berufs wegen. Für manche ist das auch eine Belastung.

Dabei ist Bekenntnis nicht mehr und nicht weniger als die lebendige Antwort auf Gottes wirkenden Wort, auf seinen Anruf, die spontane Zustimmung, nicht durch Entschluss zustande gekommen, sondern durch das Wirken des Heiligen Geistes. Auf die Frage Jesu: »Ihr aber, wer sagt ihr, dass ich sei?« antwortet Petrus: »Du bist der Christus.« (Markus 8,29)

Das Bekenntnis schafft Übereinstimmung zu Gott und unter den Menschen. Es stiftet Zugehörigkeit. Wer sich zu Christus bekennt, erteilt dem Anspruch der vergehenden Welt eine Absage, ihren Maximen und Werten, mit denen sie nach uns greift, eine Absage auch den Königen und Mächtigen. Das bekennen stiftet Zugehörigkeit und zugleich trennt es, sondert es ab. Es erfordert Mut und kostet Kraft: »martyria« ist der griechische Begriff; in manchen Teilen der Welt kann es an Leib und Leben gehen. Es gibt noch einen anderen griechischen Begriff für das Bekennen: »homologeo«, ich stimme zu, ich stimme überein. Das gemeinsame Bekennen zum dreieinigen Gott, zu seinen Heilstaten ist gemeindebildend und kirchengründend.

Petra Wallmann

Und hier sind wir dann bei der Rolle des Augsburger Bekenntnisses. Die schriftlichen Bekenntnisse sind Zusammenfassungen der Auslegung der heiligen Schrift: die ökumenischen Bekenntnisse der Alten Kirche, die Bekenntnisse der Reformation, die Barmer Theologische Erklärung. Für die evangelischen Kirchen sind sie wichtiger als für die katholische Kirche, die ein Lehramt kennt. Wir aber als Evangelische bewegen uns in einem Raum der Auslegung der heiligen Schrift, in der Ordination verpflichten sich Pfarrerinnen und Pfarrer auf die jeweiligen Bekenntnisse ihrer Konfession. In diesem großen Raum aber bewegen sie sich frei. Und doch werden durch die Bekenntnisse zugleich auch Grenzen markiert, es wird ein gemeinsamer Interpretationsraum der heiligen Schrift abgesteckt. Darin sind alle Priester und können die Predigt beurteilen.

An das Augsburgische Bekenntnis sind sicher auch viele Fragen zu stellen. Das Anliegen der evangelischen Reichstände war es, soweit wie möglich die Glaubenseinheit mit der alten Kirche zu erweisen und die bei den Evangelischen getroffenen Änderungen mit der Abstellung von Missbräuchen, die sich in der römischen Kirche eingeschlichen hatten, zu begründen. Luther, aufgrund der über ihn verhängten Reichsacht auf der Coburg zurückgeblieben, hat sich in der letzten Phase der Ausarbeitung der Konfession durch Melanchthon nicht mehr beteiligt. Er wisse nichts am Entwurf zu bessern, schreibt er: »das würde sich auch nicht schicken, da ich so sanft und leise nicht treten kann.« Die Grundgedanken der evangelischer Lehre treten in der Augsburger Konfession mit großer Klarheit hervor, in abgewogenen Sätzen und mit ruhiger Sicherheit.

Die geschriebenen Bekenntnisse sind nichts ohne das lebendige Bekennen, das jede Zeit neu formulieren muss. Aber sie fügen ein in eine große Gemeinschaft. Und das ist ja wichtig beim Bekennen: dass man nicht allein ist, sondern Teil einer großen, weltweiten Gemeinschaft. Da sind die Gemeinden, da sind Hauskreise und Gruppen, da ist die Gemeinschaft der

Im Rahmen der Andacht gedachten die Anwesenden der seit dem letzten Pfarrerinnen- und Pfarrertag verstorbenen Vereinsmitglieder.

†

Norbert Beer, 90 Jahre
Michael Bruch, 51 Jahre
Wilhelm Dullweber, 83 Jahre
Karl-Anton Hagedorn, 91 Jahre
Gerhard Hinze, 91 Jahre
Ulrich Holtkamp, 76 Jahre
Martin Jung, 80 Jahre
Karl-Heinz Kämper, 88 Jahre
Gerd Lohmann, 86 Jahre
Konrad Lorenz, 92 Jahre
Harald Mühlbach, 87 Jahre
Hermann Ovesiek, 91 Jahre
Magdalena Petry, 69 Jahre
Gerhard Schlegelmilch, 92 Jahre

Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden. (Psalm 90,5)

Ordinierten, die sich in besonderer Weise untereinander stützen kann – weil wir all die Aufgabe des öffentlichen Bekennens haben. Jesus sendet in Matthäus 10 nicht einen allein aus, sondern die Zwölf, ihrem Predigen und Bekennen gilt seine Verheißung:

»Fürchtet nicht vor denen, die den Leib töten, doch die Seele nicht töten können. Verkauft man nicht zwei Sperlinge für einen Groschen? Dennoch fällt keiner von ihnen auf die Erde ohne euren Vater. Bei euch sind sogar die Haare auf dem Haupt alle gezählt. Darum fürchtet euch nicht; ihr seid kostbarer als viele Sperlinge. Wer nun mich bekennt vor den Menschen, zu dem will ich mich auch bekennen vor meinem Vater im Himmel.« – Amen.

Du siehst mich. Gemeinwesen als Wesen der Gemeindearbeit

Vom Autor erstellte Zusammenfassung seiner längeren weitgehend frei vorgetragenen Ausführungen auf dem Westfälischen Pfarrtag in Bielefeld am 25. Juni 2018

1. Empirische Diagnosen

Zu den Ergebnissen der 5. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung gehört die Vermutung des Hallenser Religionspädagogen Michael Domsgen, »dass die kirchliche Kommunikation mit einem Habitus einhergeht, der für viele Familien nicht mehr anschlussfähig ist«[1]. Während kirchliche Handlungsstrategien tendenziell auf traditionelle Familienmodelle ausgerichtet sind, verändern sich Kontexte und Rahmenbedingungen rasant (Alleinerziehende, Patchworkfamilien, alternative Partnerschaftsmodelle, doppelte Erwerbstätigkeit, Ausdehnung der vorschulischen und schulischen Bildung, Abbruch der Mehrgenerationenfamilie, Verringerung des Selbsthilfepotentials, fehlende Mobilität …), so dass traditionelle Handlungs- und Versorgungsstrategien fragwürdig werden. In diesem Zusammenhang fordern Jan Hermelink und andere einen Perspektivenwechsel: »Insbesondere der Überschneidungsraum von Kirchengemeinde und nichtkirchlichem lokalen Kontext bedarf einer eingehenden Analyse.«[2] Sozialraum und Gemeinwesen werden so zum wesentlichen Bezugspunkt der Gemeindearbeit.

Nun scheint Kirche seit Jahren allerdings weniger an der Wahrnehmung des Raumes als am Tempo der Pfarrerinnen und Pfarrer zu arbeiten. Strukturreformen und Wachstumsprogramme folgen den »Steigerungs- und Dynamisierungsimperativen«[3] der modernen Konsumgesellschaft und scheitern an den Aporien des Ökonomisierungswahns. Defizitäre Pfarrerinnen und Pfarrer sollen besser qualifiziert werden. Vergleichbare und messbare Qualitätsstandards werden vorgegeben. Gottesdienste sollen attraktiver werden, die Zahl der Gottesdienstbesucher von 4 Prozent auf 10 Prozent gesteigert werden, 100 Prozent aller Kinder aus Familien mit mindestens einem evangelischen Partner sollen getauft werden. Ziel ist »ein quantitatives Wachstum, das ökonomisch mithilfe von Qualitätssteigerung und Selbstoptimierung erreicht werden soll«[4]. Die Kehrseite ist klar: Wenn diese Leistungsimperative nicht greifen, wenn das Wachstum ausbleibt, dann muss es an der Qualität von Pfarrerinnen und Pfarrern liegen, etwa an ihren schlechten Predigten – eine Erklärung, die in den vergangenen Monaten geradezu inflationär begegnet. Allerdings dürfte das eher einer panikartigen Sündenbockkampagne gleichen als einer konstruktiven Selbstkritik an kirchlichen Handlungsstrategien, die immer noch auf überkommene Leistungs- und Versorgungsparadigmen zurückgreifen.

Für den Pfarrdienst sind die Leistungs- und Versorgungsansprüche inzwischen lebensbedrohlich. Die Zahl von Burnouterkrankungen bei Kolleginnen und Kollegen ist erschreckend und dramatisch. Symptome, die unter dem Sammelbegriff Burnout zusammengefasst werden (Depression, Versagensängste, Panikattacken, Desozialisierung) sind keine

1 Heinrich Bedford-Strohm, Volker Jung (Hg.): Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft; Gütersloh 2015, 173.
2 A. a. O. 437.
3 Hartmut Rosa: Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung; Berlin 2016, 58.
4 Frank Weyen: Kirche im Zeitalter des Neoliberalismus. Zu den Wirkungen des neoliberalistischen Gesellschaftskonstrukts auf die evangelische Kirche; Deutsches Pfarrerblatt 118.2018, 260–265, hier 261.

Randerscheinung mehr, sondern haben System. Lange orientierte man sich an Vergleichszahlen aus den pflegerischen Berufen, dann lag die Quote bei etwa 25 bis 30 Prozent. Bei gezielten Untersuchungen unter Pfarrerinnen und Pfarrern kam man plötzlich auf 50 Prozent mit entsprechenden Symptomen. Die flächendeckende Reihenuntersuchung unter Kolleginnen und Kollegen eines nordhessischen Kirchenkreises ergab eine Rate von 70 Prozent. Was passiert da? Beschwichtigende Antworten, dass der Pfarrberuf eben emotional belastend sei, sind angesichts dieser signifikanten Zahlen nicht mehr ausreichend.

Dr. Ralf Kötter

Die medizinische Fachliteratur zu den Ursachen des Burnouts[5] benennt dagegen genau die Faktoren, die im Ökonomisierungsschub der Kirchen seit Jahren handlungsleitend sind:

1. Burnout entsteht in einem Umfeld, in dem menschliches Leben »als optimier- und steigerbar« gilt.
2. Burnout tritt auf, wo Leistung »quantifizierbar« sein soll.
3. Die Symptome treten gehäuft in Institutionen auf, die sich durch Leistungsimperative selbst stabilisieren wollen.
4. Burnout entsteht, wenn der Sinn von Arbeit in der Erfüllung von Pflichten liegen soll.[6]

Unter diesen Bedingungen kommt es zu einem Gemisch aus zeitlicher Über- und inhaltlicher Unterforderung – ein Zustand, der als »rasender Stillstand« bezeichnet wird. Nicht defizitäre Leistungen von Personen sind dann Ursache der Misere, sondern das gesteigerte Tempo in veränderten Rahmenbedingungen. Um alte Ziele zu erreichen, muss man immer schneller unterwegs sein, immer mehr Kraft aufwenden – um gleichzeitig die enttäuschende Erfahrung zu machen, auch mit größter Kraftanstrengungen nicht mehr voran zu kommen, ja, vielleicht sogar den Eindruck zu haben, sich zurück zu entwickeln. Genau das ist der rasende Stillstand. Und genau das scheint mir das Grundproblem im Pfarrberuf zu sein. Die Arbeit von Pfarrerinnen und Pfarrern kann noch so gut sein, noch so professionell, noch so optimiert – wenn sich die Strukturen, in denen diese Arbeit geschieht, nicht verändern, produzieren wir notwendig Überlastung und Frust. Solange wir als Pfarrerinnen und Pfarrer Versorgung und Bestand sichern sollen, werden wir nicht zur Ruhe kommen.

Den Ausweg sehen sozialpsychologische Arbeiten in einem Perspektivenwechsel: weg von der Defizitorientierung – und hin zu der Ressourcenorientierung, weg von der messbaren Qualität – und hin zur systemischen Aufmerksamkeit, weg von den Leistungsimperativen und hin zur Teilhabe.[7] Im Mittelpunkt steht dann nicht mehr die vermeintlich schlechte Qualität von Pfarrerinnen und Pfarrern, sondern in den Blick kommen die vielen »dynamischen Interaktionsgeschehen«[8] und damit die Beziehungen aller Akteurinnen und Akteure in den Gemeinden und Sozialräumen. Die Aufmerksamkeit richtet sich weg von der Nabelschau eines starren Qualitätsmanagements – hin auf die kreative Gestaltung von Beziehungen und Prozessen. Systemische Achtsamkeit ersetzt jeden Optimierungswahn. Es geht nicht mehr um uniforme Standards, die erreicht werden müssen, sondern um lokale und individuelle Besonderheiten, die schon lange gegeben sind: Leitbild einer Kirche von unten, die ungeahnte Möglichkeiten freisetzt.[9]

2. Theologische Besinnung

Die sozialpsychologischen Einsichten entsprechen dem Kern christlicher Botschaft, die nicht der introvertierten Bewahrung des bröckelnden Besitzstandes das Wort redet, sondern geradezu entgegengesetzt zur Befreiung aus ängstlicher Introversion ermutigt. An die Stelle egozentrischer Aktion tritt die dialogische Interaktion, die entschlossene Hinwendung zum Du. Gott selbst wird im biblischen Zeugnis grundsätzlich interaktiv gezeichnet. Er schafft sich von Anfang an ein Gegenüber, einen Partner zu seinem Bilde. »Ich

5 Vgl. Rico Nil u. a.: Burnout – eine Standortbestimmung; Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie 161.2010, 72–77.
6 Vgl. dazu ausführlich Hartmut Rosa, Resonanz 47. Ders.: Beschleunigung und Entfremdung. Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit; Berlin 2013.
7 Nil, Burnout 76; wichtig seien verlässliche »Arbeitsstrukturen, … eine Kultur der Wertschätzung … und eine positive Arbeitsatmosphäre«.
8 Rosa, Resonanz 55. Vgl. Jan Hermelinks Analyse in Bedford-Strohm: Vernetzte Vielfalt 437.
9 Vgl. Ralf Kötter: Das Land ist hell und weit. Leidenschaftliche Kirche in der Mitte der Gesellschaft; Berlin ²2015.

bin der, der für sein wird, der für einen anderen da sein wird« (Exodus 3,14). Er ist der El Roï, der Gott, der nach schaut – so bezeichnet die Sklavin Hagar diesen Gott (Genesis 16,13), der von Anbeginn an auf der Suche nach diesem Du ist: »Adam, wo bist du?« (Genesis 3,9) Und wie abgründig der Graben auch sein mag: Gott bleibt auf der Suche: »Kain, wo ist dein Bruder Abel?« (Genesis 4,9) Immer wieder springt Gott über seine Grenzen, wendet sich sogar gegen sich selbst, gegen sein eigenes Herz (Hosea 11,8), um sein Volk mit den Ketten der Liebe an sich zu ziehen, um wie eine Mutter zu sein (Jesaja 66,13), die sich zu ihrem Kind neigt und den Säugling an ihre Wangen hebt (Hos 11, 4). »Seines Herzens Sinnen waltet von Geschlecht zu Geschlecht, sie dem Tod zu entreißen und sie zu nähren in ihrem Hunger nach Leben!« (Psalm 33,18)[10]

Dieser beherzte Gott ermutigt die Partnerinnen und Partner zur Teilhabe an dieser Bewegung, Vertrautes zu verlassen, den Aufbruch zu riskieren, den Exodus zu wagen. Ein experimentelles Leben folgt aus der Begegnung mit dem dialogischen Gott, ein Leben, das bereit ist, monolithische Goldene Kälber preiszugeben und mobil, wandlungsfähig, dialogisch und partizipativ zu werden.

Diese extrovertierte Leidenschaft findet im Neuen Testament ihre Erfüllung, wenn Gott in Christus mitten in diese Welt hinein geboren wird, wenn das Wort Fleisch wird und unter uns wohnt (Johannes 1,14), wenn Gott in kenotischer Partizipation ganz und völlig und endgültig von sich selbst absieht, sich entäußert, Knechtsgestalt annimmt und gehorsam wird bis zum Tod am Kreuz (Philipper 2,6–8). »Christus ist die offensive Öffnung zwischen Gott und der Welt.«[11] In seiner grenzüberschreitenden Menschwerdung identifiziert sich Christus selbst mit den anderen: den Hungrigen, Durstigen, Fremden, Nackten, Kranken und Gefangenen: »Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.« (Matthäus 25, 40) »Dieser Jesus ist … der, der in der Begegnung mit Menschen befreiend wirkte; der gegen Intoleranz einschritt und das Anderssein des Anderen achtete; der soziale Schranken in Frage stellte und Ausgestoßene in den Raum des Lebens hereinholte; der nicht auf ein heiles Jenseits vertröstete, sondern durch sein heilend-befreiendes Handeln das Reich Gottes hier auf Erden vergegenwärtigte.«[12]

Eine Kirche, die ihre Zukunft nicht mehr in der qualitativen Selbstoptimierung sieht, sondern in der Partizipation an der kenotischen Entäußerung Gottes in Jesus Christus um dieser Welt willen, findet im interaktiven Aufbruch zu den Anderen zum dynamischen Kern ihrer Botschaft zurück.

3. Interaktion im Raum

Auf welche Akteure stoßen Kirchengemeinden, wenn sie sich in den nichtkirchlichen Raum »entäußern«? Zunächst sind es die Kommunen, die sich immer öfter dem Leitbild der »Sorgenden Gemeinschaften« (caring communities) verschrieben haben und die nicht mehr »von oben« verwalten, sondern individuelle Entwicklungsprozesse »von unten« zulassen, fördern und begleiten. Europäische Förderkulissen unterstützen dieses Subsidiaritätsprinzip (Regionale, Leader). Wirtschaft und Handwerk zeigen sich gesprächsoffen, weil die Lebensumstände der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter die Ökonomie eines ganzen Unternehmens beeinflussen. Im ländlichen Raum bieten ortsprägende Vereine (deren Mitglieder oft auch Kirchenmitglieder sind) Gelegenheit zum wechselseitigen Austausch. Der Öffentliche Personennahverkehr ist auf Kooperation angewiesen, da Mobilität in weiten Räumen wirtschaftlich kaum mehr darstellbar ist. Kindertagesstätten, Schulen und andere Bildungseinrichtungen sind offen für ideelle, institutionelle und fachliche Begleitung vor Ort. Angesichts neuer Förderkulissen treten professionelle Sozialraumberatungsinstitute, akademische Lehrstühle rund um das Thema Daseinsvorsorge oder auch Landes- und Bundesministerien in den Dialog ein. Die Liste der Gesprächspartnerinnen ließe sich beliebig erweitern. Gerade Kirchengemeinden werden mit ihrem Sozialkapital in diesen Prozessen geschätzt – doch leider allzu oft vermisst.

Mit dieser Interaktion kommen die konkreten Herausforderungen des Raumes wieder in den Blick: Begleitung und Entlastung von Familien, Aktivierung der »jungen Alten«, integriertes Gebäudemanagement, ganzheitliche Daseinsvorsorge, Armutsbekämpfung, Inklusion und anderes mehr. Kirchliches Handeln überwindet die Angebots- und Versorgungsstruktur von Gruppen und Kreisen, die auf verpflichtende Bindung ausgerichtet sind, und öffnet sich situativ und kontextuell für konkrete Herausforderungen der Lebensgestaltung. Sie verändert ihren Habitus und überwindet in diesem Prozess die mangelnde Anschlussfähigkeit, die Michael Domsgen diagnostiziert.[13]

10 Übersetzung nach Paul M. Zulehner: Entängstigt euch! Die Flüchtlinge und das christliche Abendland; Ostfildern 2016, 146.
11 Ottmar Fuchs: Der zerrissene Gott. Das trinitarische Gottesbild in den Brüchen der Welt; Ostfildern ²2014, 59.
12 Herbert Haslinger: Gemeinde – Kirche am Ort. Impulse des Zweiten Vatikanischen Konzils, Paderborn 2015, S. 117.
13 Vgl. oben Anmerkung 1.

4. Risiken auf dem Weg

Auf dem Weg der Extraversion gibt es Stolpersteine, die freilich nicht neu sind. Vier biblische Bezüge identifizieren alte Bekannte:

a. »*Wir haben unseren Schatz in irdenen Gefäßen*« (2. Korinther 4,7). Die Lust zum Aufbruch erhält bisweilen schon beim ersten Versuch einen Dämpfer, denn vertrauensbildende Maßnahmen gehörten nicht immer zu den kirchlichen Stärken. Negativerfahrungen über Kirche und ihr Personal sitzen bisweilen abgrundtief. Vereine sind skeptisch, weil sie bislang vom Pfarrer nur böse Sprüche über den Jugendfußball am Sonntag gehört haben oder weil unentbehrliche Spielerinnen nicht vom Konfirmandenunterricht freigestellt wurden. Kommunen kennen Kirchengemeinden aus erbitterten Verhandlungen um Ladenöffnungszeiten oder die öffentliche Förderung kirchlicher Gebäude. »Ach, Herr Pfarrer, ich war ja schon lange nicht mehr in der Kirche« – so lautete anfangs die Standardreaktion bei meinen Hausbesuchen! Begegnungen mit Kirche sind offensichtlich verbunden 1. mit einem Konkurrenzdenken, 2. mit einer kritischen Distanz und 3. mit einem schlechten Gewissen. Und deshalb kann es anfangs schwer sein, Kontakte zu knüpfen: Wir tragen einen langen Schatten der Vergangenheit mit uns. Viel Vertrauensarbeit ist gefragt. Aber mit einem nicht-intentionalen, interaktiven Habitus sind Vorbehalte überwindbar!

Und dann ergibt ein versöhnendes Wort das andere. Und Vertrauen wächst! – Bis beim nächsten Runden Tisch zur Flüchtlingsarbeit der Prediger der Freien Gemeinschaft aufsteht und fordert, dass die Flüchtlinge auch den Herrn Jesus Christus erkennen und bekennen müssten – und schon sitzt Kirche als Ganze wieder vor einem Scherbenhaufen irdener Gefäße.

b. »*Mein Freund, ich tu dir nicht Unrecht. Bist du nicht mit mir einig geworden über einen Silbergroschen?*« (Matthäus 20,13) Sozialräumliche Aufbrüche führen zu binnenkirchlichen Konflikten. Nach jahrzehntelanger, aufopferungsvoller Arbeit beschweren sich die Treuen darüber, dass sie gegen Ende des Tages genauso ausgezahlt werden sollen wie die, die sich so lange fern gehalten haben. Das ist nach menschlichen Kategorien in der Tat ungerecht! Abgrenzungsmechanismen gegenüber den »Kirchenfernen« gehören deshalb zu Handlungsmustern von Kirchengemeinden. Und das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg zeigt: Darauf dürfen wir vorbereitet sein, binnenkirchliche Besitzansprüche sind absehbar. Aufgabe bleibt es aber, an die biblische Vorstellung der Gerechtigkeit zu erinnern, die solidarisch aufrichtet, Teilhabe schenkt und Inklusion ermöglicht. Die regelmäßige Teilnahme am gemeindlichen Gottesdienst gehört nicht zu den Exklusivkriterien der Kirche Jesu Christi. Nachfolge ereignet sich in der verantwortlichen Teilhabe am Leben in Freiheit von allen Mächten dieser Welt – auch außerhalb der Kern-Gemeinde.

c. »*Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt für das Reich Gottes.*« (Lukas 9,62) Auch wenn die Ansprüche der Treuen dem Zuspruch Jesu nicht gerecht werden, verdienen sie doch Aufmerksamkeit. Abschiede müssen begleitet sein. Aber sie dürfen nur ein begrenztes Maß an pastoraler Aufmerksamkeit einfordern. Eine gut gemeinte palliativtheologische Rundum-Betreuung des sterbenden Vereinskirchentums verkennt, dass es viele Menschen gibt, deren Sehnsucht nach Teilhabe und Begegnung sich in der Konzentration auf Bewährtes schon lange nicht mehr erfüllt. Viele stehen vor den Türen und finden keinen Zugang mehr. Dem Pfarrdienst muss deshalb der Freiheit zum Betreten neuer Räume eingeräumt werden. Jesus lädt uns zu diesem Perspektivenwechsel ein.

d. »*Ich habe mein Angesicht hart gemacht wie einen Kieselstein; denn ich weiß, dass ich nicht zuschanden werde.*« (Jesaja 50,7) »Erfolge« werden in der Kirche bisweilen argwöhnisch beobachtet. Mit binnenkirchlichen Konkurrenzen, Neid und Eifersucht machen wir uns das Leben gegenseitig schwer. In der Folge gehen Exklusionsmechanismen leicht von der Hand – wie oft fühlen wir uns als Pfarrerinnen und Pfarrer isoliert, sobald wir ungewohnte Wege gehen? Um angesichts solcher Automatismen im Aufbruch nicht zu resignieren, ist es wichtig, eine aus der Paartherapie bekannte »resignative Reife«[14] zu entwickeln. Es gilt, Distanzen zu schaffen, sich den ebenso verlässlichen wie vergeblichen Konflikten nicht immer wieder neu auszusetzen – und stattdessen alle Kraft in den Aufbruch selbst und in die Menschen guten Willens zu konzentrieren.

14 Zum Begriff vgl. Arnold Retzer: Lob der Vernunftehe. Eine Streitschrift für mehr Realismus in der Liebe; Frankfurt am Main 2009.

Resignative Reife im binnenkirchlichen Streit ist notwendig, um Resignation im leidenschaftlichen Aufbruch zu vermeiden. Ohne schlechtes Gewissen darf unbelehrbarer Widerspruch unwidersprochen bleiben! Das hält die Kräfte für die Dynamik des Aufbruchs vital – und verhindert zugleich das »Ausbrennen« der eigenen Vitalität. Resignative Reife ist eine Tugend, die sich den Leistungsimperativen der Versorgungspflichten entzieht und so zum Erhalt der eigenen Gesundheit beiträgt.

5. Das Wunder der Resonanzräume

Bei allen Stolpersteinen: der interaktive Aufbruch in den Raum lohnt sich! Im Laufe desProzesses werden überwältigende Dynamiken spürbar, die nicht absehbar und auch nicht planbar sind. Unter den Bedingungen von Teilhabe und Partizipation entwickeln sich auf wunderbare Weise ungeahnte Resonanzräume: Alte Gemeinde-Kreise blühen plötzlich auf, weil sie nicht mehr Mädchen für alles sein müssen und von ihnen nicht mehr die Zukunft der Kirchengemeinde abhängt. Menschen im Alter zwischen 30 und 50 sind wieder präsent, andere äußern sich, sie hätten endlich einen Sinn in ihrem Leben gefunden, weil sie mit ihren Begabungen teilhaben dürfen und sich nicht in die Erwartungen anderer einpassen müssen. Konkurrierende Dörfer laden sich gegenseitig ein, um dezentral und an wechselnden Orten die wachsende Gemeinschaft zu feiern. Interprofessioneller Austausch mit kirchlichen wie nichtkirchlichen Akteurinnen und Akteuren setzt Mehrwerte frei. Intergenerative Kontakte ermöglichen bewegende Bildungsprozesse. Eine Kirchengemeinde muss nicht mehr jeden Cent umdrehen, sondern kann wieder aus dem Vollen schöpfen. Eine Erstaufnahmeeinrichtung für Menschen mit Migrationshintergrund findet ohne die üblichen Konflikte einen vertrauten Platz in der Mitte der Gesellschaft. Menschen mit Handicap sind selbstverständlich mit auf dem Weg. Seniorinnen und Senioren mit demenziellen Symptomen und ihre pflegenden Angehörigen sprechen von einer Steigerung der Lebensqualität. Pfarrerinnen und Pfarrer finden Spielräume für ihre Kompetenzen in Seelsorge, Verkündigung und Bildung.

Dr. Ralf Kötter, 57, war 19 Jahre Pfarrer der Lukas-Kirchengemeinde im Eder- und Elsofftal des Kirchenkreises Wittgenstein. Seit Oktober 2016 ist er Referent für theologische Grundfragen sowie für Gruppen- und Bildungsarbeit. Einen Schwerpunkt legt er auf den gemeinwesenorientierten Gemeindeaufbau.

Bericht des Vorstandsvorsitzenden

I. Einleitung

»Pfarrerinnen und Pfarrer vertreten tagtäglich reformatorische Theologie, sie vertreten tagtäglich treu und unspektakulär das Reformationsjubiläum, sie leben mit den ihnen anvertrauten Menschen tagtäglich evangelische Kirche. Das tun sie nicht enggeführt, nicht auf den eigenen Bereich bezogen, nicht provinziell, sondern in Zusammenarbeit mit anderen Gemeinden, Diensten und Werken, im Zusammenwirken mit politischen Gemeinden, in ökumenischer Offenheit und in dem Bewusstsein, zur weltweiten Gemeinde Jesu Christi zu gehören. Umso erstaunlicher, dass im Rahmen des Jubiläums Pfarrerinnen und Pfarrer als evangelische Theologinnen und Theologen, als Trägerinnen und Träger des reformatorischen Amts- und Gemeindeverständnisses in öffentlichen Verlautbarungen so gut wie nicht vorkamen. Dabei wäre es doch angebracht in einer Zeit, in der anscheinend immer mehr Menschen mit Glaube und Kirche wenig oder nichts anfangen können, die theologischen Kompetenzen an der kirchlichen Basis zu stärken, sie breit ins Bewusstsein zu rufen und zu pflegen. Denn was ist der Auftrag der Kirche, wenn nicht für optimale Bedingungen für die Verkündigung des Evangeliums

von Jesus Christus nahe bei den Menschen zu sorgen?«

Mit diesem Zitat aus dem Geschäftsbericht unseres Vorsitzenden des Verbandes Evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschland, Andreas Kahnt, beginne ich meinen diesjährigen Bericht. Andres Kahnt trug seine Ausführungen vor auf der Mitgliederversammlung des deutschen Pfarrvereins im September 2017. Unser Pfarrverein war dabei Gastgeber. Eine Menge Arbeit gingen für den Vorstand in Zusammenarbeit mit unserem ehemaligen Schatzmeister Martin Elbert bei der Vorbereitung und Durchführung dieser Mitgliederversammlung einher. Da in Münster auch das Jubiläum »125 Jahre Pfarrverband« gefeiert wurde, hat das »Deutsche Pfarrerblatt« ausführlich über diese Tage berichtet. Der Pfarrverein in Württemberg resümierte in Heft 2/2017 seiner Mitgliederzeitschrift »Pfarrverein aktuell«: »Der westfälische Pfarrverein … zeigte dabei die Fülle seiner westfälischen Gastfreundschaft.« Über diese und andere positive Rückmeldungen haben wir uns im Vorstand sehr gefreut. Es war in der Tat eine rundum gelungene (Groß-)Veranstaltung, an der auch unsere Präses Annette Kurschus, nachdem die Delegierten mit ihr den Gottesdienst in der Apostelkirche in Münster gefeiert hatten, den ganzen Tag teilnahm.

Jan-Christoph Borries

II. Maßnahmen in Westfalen

In der Tat ist es Auftrag der Kirche, »für optimale Bedingungen für die Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus nahe bei den Menschen zu sorgen.« Dem dient in der EKvW unter anderem das nun vom Personaldezernat zur weiteren Beratung in den verschiedenen Gremien vorgelegte »Personalentwicklungskonzept für Pfarrerinnen und Pfarrer in der Evangelischen Kirche von Westfalen«. Vom Theologiestudium bis zum Ruhestand beschreibt dieses Konzept, an dessen Erarbeitung der Pfarrverein stets beteiligt war, Bausteine der Personalentwicklung, Qualifizierung und Begleitung der Pfarrschaft in Westfalen. Worum es dabei im Ganzen geht, wird in der Einleitung des Konzeptes beschrieben: »Der von 2015–2017 in der Evangelischen Kirche von Westfalen durchgeführte Prozess ›Das Pfarramt in der Dienstgemeinschaft unserer Kirche‹ hat gezeigt, dass über die Kernaufgaben des pfarramtlichen Dienstes sowohl in der Verlautbarungen der Kirche als auch in der Praktischen Theologie ein hohes Maß an Übereinstimmung besteht. Verstärkte Aufmerksamkeit muss daher auf die Gestaltung dieser Kernaufgaben unter den gegenwärtigen Bedingungen gelegt werden. Um die pfarramtlichen Aufgaben angesichts der sich wandelnden Herausforderungen zu erfüllen, bedarf es geeigneter, gut ausgebildeter Frauen und Männer, die durch Maßnahmen der Personalentwicklung qualifiziert und begleitet werden, so dass sie ihre Aufgaben motiviert, sachkundig, glaubwürdig und erfolgreich bewältigen können.«

Der Theologische Ausschuss der Landeskirche, der Vorstand des Pfarrvereins, das gemeinsame Pastoralkolleg unserer und der Rheinischen Landeskirche, die Superintendentenkonferenz, das Personal- und juristische Dezernat, verschiedene Arbeitsgemeinschaften sowie die Kirchenleitung haben sich im Berichtszeitraum intensiv mit dem Pfarrdienst in der EKvW beschäftigt und, wie ich meine, zukunftsweisende Beschlüsse auf den Weg gebracht. All das nunmehr eben nicht mehr mit der altbekannten Pfarrerschelte einer »Kirche mit Zukunft«, nicht ohne theologische Grundlegung, nicht mit vagen oder gar anmaßenden Zukunftsaussagen einer »Kirche der Freiheit«, sondern mit Augenmaß auf die Perspektiven der EKvW und im Dialog mit der Pfarrvertretung, also dem Personenkreis, um den es schließlich geht. Nur so geht es und diese Entwicklung ist durchaus erfreulich.

Die Themenkomplexe »Mobilität, Ausstattung, Pfarrhaus« befinden sich im weiteren Beratungsprozess. Abgeschlossen mit einer Richtlinie vom 10. Februar diesen Jahres wurde der wichtige Aspekt der weiteren Einbindung der Emeriti in den Pfarrdienst. Diese »Gastdienste-Richtlinie« regelt und beschreibt die Übertragung regelmäßiger pfarramtlicher Aufgaben auf Pfarrerinnen und Pfarrer im Ruhestand. Ein solcher Dienst kann, mit entsprechender finanzieller Vergütung, einen Umfang von 50, 75 oder 100 Prozent haben.

Auch die vom Pfarrverein durchgesetzten Regelungen für den Sonderurlaub anlässlich des 25-jährigen Ordinationsjubiläums (7 Tage, bzw. 300 Euro für Schulpfarstellen) und die Nicht-Anrechnung von Urlaubstagen an gesetzlichen Feiertagen, sind nun in Kraft gesetzt. Ich persönlich halte in diesem Zusammenhang auch eine Wiedereinführung der Kostenpauschale für den Vertretungsdienst der Emeriti für angebracht. Das zur Abschaffung seinerzeit vorgebrachte

Argument, dass die Prädikantinnen und Prädikanten ja auch keine Vergütung erhielten, ist für mich nicht schlüssig.

Zu NKF-Westfalen und den damit verbundenen finanziellen und bürokratischen Problemen habe ich mich bislang in jedem meiner Berichte als Vorsitzender ausführlich geäußert. An dieser Stelle nur soviel: Eine wirklich kritische Evaluation der Einführung von NKF in den Pilotkirchenkreisen hat bis heute nicht stattgefunden. Die im Oktober 2016 vorgelegte »Verwaltungsordnung Doppische Fassung« bedarf dringend einer gründlichen Überarbeitung.

Andreas Kahnt, der Vorsitzende des deutschen Pfarrverbandes, bei seinem Grußwort

III. Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner

Neben den oben erwähnten Gremien gab es im Berichtszeitraum regelmäßige Kontakte zu den Pfarrvereinen und zu Pfarrvertretungen der Rheinischen- und der Lippischen Landeskirche, zum Konvent der Pfarrerinnen und Pfarrer im Probe- oder Entsendungsdienst und zum Rat der Vikarinnen und Vikare.

1. Begleitung von Theologiestudierenden

Einen sehr informativen und intensiven Meinungsaustausch hatte der Vorstand mit Pfarrerin Antje Röse, der die Begleitung der westfälischen Theologiestudierenden obliegt. Nach Auskunft von Antje Röse kommen die meisten Studierenden aus kirchlichen Kontexten oder Kontakten, etwa zu Pfarrerinnen und Pfarrern in den Heimatgemeinden oder zu Religionslehrerinnen und -lehrern. »Persönlicher Glaube wird zum Beruf und will weiter gelebt werden. Unter den Milieus der Sinus-Studie sind unter den Studierenden am häufigsten zu finden die Konservativ-Bürgerlichen, die Adaptiv-Pragmatischen, die Expeditiven und die Sozialökologischen«, so Antje Röse. Für die nachfolgende Generation der Pfarrerinnen und Pfarrer sind die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, die eigenen sozialen Netzwerke außerhalb des Raumes der Ortsgemeinde sowie überschaubare Arbeitszeiten wichtige Kriterien. Nicht nur die Modularisierung des Studiums, sondern auch Fragen nach der persönlichen theologischen Schwerpunktsetzung sowie die kritische Auseinandersetzung mit der Berufsrealität, lässt die Zahl der Studierenden, die beratend begleitet werden, steigen. Einen Schwerpunkt bildet dabei die Begleitung während des Gemeindepraktikums, das nunmehr in der Verantwortung der Fakultäten liegt. Ein wichtiges Element der, wie alle wissen, dringend erforderlichen Nachwuchsgewinnung, ist die unter einer wertschätzend-nachhaltigen Prämisse erfolgende Anbindung an die Landeskirche.

Antje Röses Fazit lautet: »So braucht es in der Förderung des theologischen Nachwuchses, Möglichkeiten, Orte und Inhalte, in und durch die solche Kontakte geschaffen werden können. Zur Werbung und Förderung gehören unverzichtbar eine verlässliche Zusage hinsichtlich möglicher beruflicher Wege und die Kommunikation mit den Studierenden über Aufgaben und Ziele. Nachwuchsgewinnung und Begleitung gehen nur zusammen.« Sie betonte im Gespräch mit dem Vorstand, dass die nun seitens unseres Pfarrvereins geschaffene Möglichkeit einer Begleitung und Wertschätzung der Studierenden durch die Zahlung eines Büchergeldes sehr gut angenommen wird. – Mit der auf dieser Mitgliederversammlung zu beschließenden Satzungsänderung wird den Studierenden ja auch die Mitgliedschaft im Pfarrverein ermöglicht. All das gab es in früheren Zeiten nicht.

2. Versorgungskasse

Verbunden durch das gemeinsame Pastoralkolleg und den Verwaltungsrat unserer gemeinsamen Versorgungskasse in Dortmund (VKPB) ist der Austausch mit den Vertretern der beiden anderen Landeskirchen in NRW natürlich besonders intensiv. Die finanzielle Ausstattung der Versorgungskasse befindet sich weiterhin auf einem guten Weg. Voraussetzung für eine weitere Konsolidierung der Kasse ist allerdings der Umstand, dass es den Landeskirchen weiterhin aufgrund einer positiven Entwicklung bei der Kirchensteuer möglich sein wird, jährlich einen zweistelligen Millionenbeitrag an die Kasse überweisen zu können. Abgesehen von dieser Aufgabe wird uns das Thema Beihilfe und ihre finanziellen Auswirkungen auf die Kasse aufgrund der enormen Steigerungsraten im deutschen Gesundheitswesen in den nächsten Jahren beschäftigen. Weitreichende Informationsmöglichkeiten zur VKPB für unsere Mitglieder hat ja der Pfarrtag 2017 in den Räumen der VKPB in Dortmund geboten. Eine Dokumentation darüber findet sich in PV-Info 2/2017, 4–9. So gut dieser Pfarrtag in Dortmund auch besucht war, erlebe ich doch immer wieder im persön-

lichen Gespräch eine erstaunliche Unkenntnis mancher Mitglieder im Hinblick auf Beihilfe- und persönliche Fragen zur Altersversorgung.

IV. Selbstverständnis und Beteiligung

»Die Mitgliederzahl der Pfarrvereine wächst, wenn sie aber zu thematischen Treffen einladen, bleibt die Resonanz oft dünn. Wie kommt es, dass unsere Mitglieder so schwer zu bewegen sind, unsere mit viel Phantasie und berufs- und zeitnahen Themen inhaltlich gefüllten Veranstaltungen zu besuchen? Kommen sie aufgrund der gewachsenen Belastung in ihren Ämtern nicht mehr aus ihren Gemeinden heraus? Müssen wir an unseren Themen arbeiten? Oder geht es nach dem Motto: Gut, dass wir die haben, die sich für uns einsetzen, aber hingehen muss ich nicht? Dabei: Wir leben von der Solidarität. Und da brauchen die Vereine auch die öffentlich gezeigte Rückendeckung ihrer Mitglieder. Schließlich betrachten sich die Pfarrvereine als einziges unabhängiges und freies Gegenüber zur jeweiligen Kirchenleitung, manchmal sind sie die einzige vernehmbare Stimme, die auch den Mut zur Kritik hat.«

Rinze Marten Witteveen, Haarlem (NL), bei seinem Grußwort als Präsident der Konferenz der Europäischen Pfarrverbände

Dieser Zwischenruf von Anneus Buisman findet sich in der April-Ausgabe 2018 des Mitteilungsblattes der »Vereine der Pastorinnen und Pastoren im Bereich der Nordkirche«. Er lässt sich (leider) eins zu eins auf den Westfälischen Pfarrverein übertragen. Auch in Westfalen sind die Pfarrtage meist eher schlecht bis mäßig besucht. Finden die Themen, oder die Referentinnen und Referenten, die der Vorstand vorschlägt, keinen Anklang bei unseren Mitgliedern? Besteht kein Interesse am persönlichen Austausch mit Pfarrerinnen und Pfarrer aus anderen Regionen unserer Landeskirche? Gibt es einen demotivierenden Generalverdacht gegenüber allem, was »aus Bielefeld« kommt? Sind die den gesamten Pfarrdienst betreffenden Themen angesichts der Arbeit vor Ort für die einzelnen Pfarrpersonen uninteressant? Oder gibt es, was ja an sich schön wäre, eine Grundzufriedenheit und ein Grundvertrauen in den Vorstand des Pfarrvereins, die dann dazu führen, dass der Kontakt nur im Konfliktfall gesucht wird?

Von denen, die wir im Konfliktfall berieten und begleiteten, bekommen die Vorstandsmitglieder ein durchweg positives Feedback. So erfreulich und motivierend dies für die durchweg ehrenamtlich arbeitenden Mitglieder des Vorstandes auch ist, so bleibt es doch bei dem, was Anneus Buisman zu Recht betonte: Wir leben von der Solidarität. Und ich ergänze: Von der sichtbaren Solidarität. Weder ein stilles, aber eben dann unsichtbares Einverständnis mit der Arbeit des Pfarrvereins, noch gar eine grundsätzliche Ablehnung mit der Beschäftigung aller Themen des Pfarrdienstes außerhalb des eigenen Dienstbereiches, helfen wirklich weiter. Wenn nur 10 Prozent unserer Vereinsmitglieder zu den Pfarrtagen kämen, wären die Veranstaltungsorte mit dann fast 140 Teilnehmenden gut gefüllt. Der Vorstand wird in den kommenden Monaten zu dieser und anderen Fragen der gegenseitigen Kommunikation in einen intensivierten Austausch mit den Kreisvertreterinnen und -vertretern eintreten.

V. Beratung und Begleitung

Auch im zurückliegenden Berichtszeitraum haben die Mitglieder des Vorstandes zahlreiche Beratungen und Begleitungen zu Gesprächen auf verschiedenen Ebenen der Kirche geleistet. Dabei gilt, was ich schon in meinem letzten Bericht 2017 anmerkte: »Auffällig ist in diesem Zusammenhang, dass immer häufiger Pfarrerinnen und Pfarrer, die (noch) nicht Mitglieder des Pfarrvereins sind, unsere Hilfe in Anspruch nehmen. Da der Pfarrverein die Pfarrvertretung aller Pfarrerinnen und Pfarrer der EKvW ist, wird diese Unterstützung selbstverständlich gewährt. Dennoch bitte ich alle Mitglieder, allzumal da immer häufiger um einen Rechtsbeistand gebeten wird, immer wieder für die Mitgliedschaft im Pfarrverein zu werben. Eine Rechtsschutzversicherung in dienstlichen Belangen ist in der Mitgliedschaft im Pfarrverein enthalten.«

Zur vorgesehenen Satzungsänderung des Pfarrvereins lässt sich in aller Kürze sagen, dass die positive Entwicklung der Mitgliedsbeiträge es ermöglichte, den Theologiestudierenden im Bereich unserer Landeskirche, ein Büchergeld seitens des Pfarrvereins zu gewähren. Da bislang Studierende nicht Mitglied im Pfarrverein werden konnten, diese Mitgliedschaft allerdings Voraussetzung für die Gewährung des Büchergeldes ist, soll nun durch die Satzungsänderung eine Mitgliedschaft für Studierende ermöglicht werden.

VI. Abschiede

Von zwei ehemaligen Vorstandsmitgliedern, die zum »Urgestein« des Westfälischen Pfarrvereins gehörten, mussten wir im Berichtszeitraum Abschied nehmen: Karl-Anton Hagedorn aus Münster, verstarb Anfang des Jahres 2018 im Alter von 91 Jahren. Er war über viele Jahre hinweg unser Schatzmeister und blieb auch nach seinem Ausscheiden aus diesem Amt dem Pfarrverein als engagiertes Mitglied eng verbunden.

Am Beginn der Karwoche 2018 verstarb Gerhard Lohmann im Alter von 86 Jahren. Mehr als 30 Jahre war er Pfarrer der Evangelischen Kirchengemeinde Gütersloh. In dieser Zeit seiner Tätigkeit trat er 1978 in den Vorstand des Pfarrvereins ein und war von 1984 bis 1998 Vorsitzender unseres Vereins. Auch danach übernahm Gerhard Lohmann noch für viele Jahre wichtige Aufgaben als Stellvertreter seines Amtsnachfolgers Ulrich Conrad. Gerhard Lohmann hat die Anliegen der westfälischen Pfarrerinnen und Pfarrer während seiner Zeit im Vorstand mit persönlichem Einsatz, umfangreichen Wissen und klugem Vermittlungsgeschick in der Begleitung vieler Pfarrerinnen und Pfarrer gegenüber der Kirchenleitung vertreten. Viele von uns haben bei ihm Rat und Unterstützung gesucht und erhalten. Ich selbst wäre ohne ihn heute nicht Vorsitzender des Pfarrvereins, da er es war, der mich vor vielen Jahren ermutigte, für den Vorstand zu kandidieren. Der Westfälische Pfarrverein hat als Pfarrvertretung aller westfälischen Pfarrerinnen und Pfarrer Gerhard Lohmann viel zu verdanken.

VII. Deutscher Pfarrverband

Mit der Neuwahl des Verbandsvorstandes ging auf der Mitgliederversammlung im September in Münster die Verabschiedung der Neuregelung der Besoldung des hauptamtlichen Vorsitzenden des Verbandes, derzeit Andreas Kahnt, einher. Das Pfarrgehalt wird nun anteilig von allen Pfarrvereinen in Deutschland gezahlt. Damit ist die von allen Vereinen gewünschte finanzielle Unabhängigkeit des Vorsitzenden gegenüber den Gremien der Landeskirchen und der EKD gewährleistet.

VIII. Ferienwohnung Wustrow

Unser Vorstandsmitglied Michael Hayungs, der für Ferienwohnung in Wustrow zuständig ist, hat in

Eigenregie im Berichtszeitraum umfassende Renovierungs- und Neubeschaffungsmaßnahmen durchgeführt. Die nach wie vor gut vermietete Wohnung ist nunmehr weitgehend neu möbliert und auf einen zeitgemäßen Standard gebracht worden. Dafür gebührt ihm Dank.

IX. Ausblick

Einige Tage nach dem Katholikentag in Münster ist dieser Bericht verfasst worden. 75.000 Christen aus ganz Deutschland haben unter großer Beteiligung aus der Ökumene und Persönlichkeiten aus den Reihen der EKvW und den evangelischen Gemeinden in Münster ein beeindruckendes Fest miteinander gefeiert. Wie sicher auch im nächsten Jahr beim Kirchentag in Dortmund wurde wieder einmal deutlich: Kirche ist für unser Zusammenleben unverzichtbar und eine freundschaftlich-solidarische Selbstvergewisserung tut uns allen auch gut. Gerade in Zeiten abnehmender Mitgliederzahlen und zunehmender Verunsicherung im Weltgeschehen brauchen alle Mitarbeitenden und Mitglieder der Kirche Strukturen, in denen Menschen gerne und gut arbeiten können. Viel wird sich in den nächsten Jahren verändern – in den Gemeinden und auf allen Ebenen der EKvW. Darüber, dass wir in Westfalen nun offensichtlich über das Stadium der Abfassung von mehr oder weniger treffenden Zukunftspapieren hinaus sind, bin ich sehr froh. Und dazu, dass wir gemeinsam in der EKvW tragfähige und solidarische Lösungen für die anstehenden Aufgaben finden, wird der Pfarrverein mit seinem Vorstand und den Mitgliedern auch weiterhin seinen Teil beitragen.

Jahresrechnung 2017 – Voranschlag 2018

	Soll 2017 in €	Ist 2017 in €	Soll 2018 in €
Erträge			
1. Bestand vom Vorjahr	80.521,00 €	80.521,00 €	58.094,93 €
2. Mitgliedsbeitrag Einzelzahler	7.000,00 €	4.759,75 €	4.500,00 €
3. Mitgliedsbeitrag Einzugsverfahren	133.000,00 €	142.868,54 €	140.000,00 €
4. Bruderhilfe – HUK-Coburg	3.000,00 €	3.000,00 €	3.000,00 €
5. Erstattungen und Spenden			
a) Erstattung LKA	3.118,88 €	3.118,88 €	3.118,88 €
b) Inneres Darlehn Wustrow	3.000,00 €	–	3.000,00 €
c) sonstige Erstattungen	–	238,80 €	–
d) Spender	–	60,00 €	–
6. Entnahme aus Rücklage (Fonds-Auflösung)	–	63.134,68 €	–
7. Dividende und Zinsen	3.000,00 €	3.026,97 €	2.000,00 €
8. Verschiedenes (Kalender)	–	104,00 €	–
	232.639,88 €	**300.832,62 €**	**213.713,81 €**
abzüglich Bestand aus Vorjahr	–	80.521,00 €	54.094,93 €
Summe Erträge		**220.311,62 €**	**155.618,88 €**
Aufwendungen			
1. Beiträge an den Verband	16.000,00 €	15.070,00 €	17.000,00 €
2. Deutsches Pfarrerblatt	16.000,00 €	15.070,01 €	17.000,00 €
3. Studienhilfe (48 Anträge)	32.000,00 €	29.472,00 €	30.000,00 €
4. Mitgliederversammlung/Verband	–	8.671,40 €	10.000,00 €
5. Pfarrer- und Pfarrerinnentag	3.000,00 €	2.991,05 €	3.000,00 €
6. Rechtsschutzversicherung	8.279,24 €	8.279,24 €	10.500,00 €
7. PV-Info/Internet	13.000,00 €	9.635,40 €	10.000,00 €
8. Pfarramtskalender und Versand	8.000,00 €	8.987,36 €	9.000,00 €
9. Vorstand Tagungen/Fahrtkosten	3.500,00 €	7.642,75 €	8.500,00 €
10. Pfarrer- und Personalvertretung	4.000,00 €	–	–
11. Pauschalen/Erstattungen	2.100,00 €	1.400,00 €	5.000,00 €
12. Verwaltung/Porto	1.200,00 €	55,40 €	2.000,00 €
13. Personalkosten	400,00 €	–	1.000,00 €
14. Zuführung zu Rücklage	89.000,00 €	128.267,20 €	–
15. Babygeld	1.400,00 €	1.000,00 €	2.000,00 €
16. Büchergeld (20 Anträge)	1.000,00 €	6.000,00 €	30.000,00 €
17. Verschiedenes	–	195,88 €	61,88 €
Summe Aufwendungen	**198.879,24 €**	**242.737,69 €**	**155.618,88 €**
Barkasse am 31.12.2017		432,97 €	
Gesamt Erträge		**220.311,62 €**	
Gesamt Aufwendungen		**242.737,69 €**	
Kassenstand am 31.12.2017		**58.094,93 €**	

Wustrow: Jahresrechnung 2017 – Voranschlag 2018

		Soll 2017 in €	Ist 2017 in €	Soll 2018 in €
	Erträge			
1.	Übertrag aus Vorjahr	5.302,32 €	5.302,32 €	6.677,09 €
2.	Miete	12.000,00 €	10.875,10 €	11.000,00 €
3.	Entnahme aus Rücklage	–	–	–
4.	Verschiedenes	100,00 €	782,30 €	100,00 €
	Summe Erträge	**17.402,32 €**	**16.959,72 €**	**17.777,09 €**
	Aufwendungen			
1.	Wohngeld/Stadt/GEZ	6.200,00 €	5.558,52 €	5.600,00 €
2.	Energiekosten	550,00 €	485,11 €	550,00 €
3.	Einrichtung/Ausstattung	290,00 €	–	250,00 €
4.	Telefon Wustrow	210,00 €	208,39 €	210,00 €
5.	Verwaltung/Porto	1.000,00 €	1.557,13 €	1.500,00 €
6.	Reparaturrücklage	1.600,00 €	1.533,84 €	1.600,00 €
7.	Tilgung	3.000,00 €	–	–
8.	Instandsetzung	3.552,32 €	461,64 €	1.000,00 €
9.	Zuführung Rücklage	–	–	–
10.	Verschiedenes	1.000,00 €	478,00 €	390,00 €
	Summe Aufwendungen	**17.402,32 €**	**10.282,63 €**	**11.100,00 €**
	Barkasse (aufgelöst)		0,00 €	
	Gesamt Erträge		**16.959,72 €**	
	Gesamt Aufwendungen		**10.282,63 €**	
	Kassenstand am 31.12.2017		**6.677,09 €**	
	Zweckgebundene Rücklage am 31.12.2017 (Reparaturrücklage) Sparbuch KD-Bank 2114306420		16.449,14 €	

Manfred Böning erläutert als Kassenführer die Jahresrechnungen 2017 und stellt die Planungen für 2018 vor. Die Rücklagen konnten etwas aufgestockt werden. Weil das Büchergeld für die Studierenden gut angenommen wird, ist die entsprechende Position recht großzügig veranschlagt. Bei den Wertpapieren gibt es leichte Kursverluste, da gänzlich auf ethisch verantwortbare nachhaltige Papiere umgeschichtet wurde.

Vermögensübersicht zum 31.12.2017

1. Festanlagen	31.12.2016 in €	31.12.2017 in €
Sparbuch KD-Bank 2114306412	2.613,08 €	2.615,78 €
Festgeld KD-Bank 2114306820	12.005,63 €	12.007,48 €
Festgeld KD-Bank 2114306811	14.000,00 €	14.001,88 €
Festgeld KD-Bank 2114306803	–	40.000,00 €
Gesamt	**28.618,71 €**	**68.625,14 €**
2. Wertpapiere		
Rentenwerte		
Erste Group Bank 1,75 % (A1182)	10.300,00 €	10.350,00 €
Erste Group Bank 1,95 % (A1184)	10.364,00 €	10.345,40 €
Erste Group Bank 2,65 % (A1185)	10.646,00 €	10.836,60 €
Misch- und Immobilien-Fonds		
Unidividendenass	48.805,75 €	44.505,50 €
Ethna-Aktiv, umgeschichtet: KCD Union (Nachhaltigkeits-Fonds)	64.522,63 €	88.205,04 €
Uniinstit. Europ. Real Estate	18.355,20 €	18.355,20 €
Fair World Fonds	11.322,72 €	11.996,64 €
Gesamt Kurswert	**174.316,30 €**	**194.594,38 €**
Rücklagen gesamt	**202.935,01 €**	**263.219,52 €**
Geschäftsguthaben KD-Bank eG	2.600,00 €	2.600,00 €

Lothar Becker, der gemeinsam mit Wulf Dietrich die Kassenprüfung vornahm, zeigt sich erfreut über deren mängelfreie Führung.

Berichte aus dem Personaldezernat

I. Petra Wallmann

Petra Wallmann

Ich bin besonders dankbar, dass es in der Tagesordnung auch immer den Raum für einen Austausch darüber gibt, was sich im Personaldezernat entwickelt. – Der Beratungsprozess »Das Pfarramt in der Dienstgemeinschaft unserer Kirche« mit seinen Ergebnissen beschäftigt uns weiter. Bei den großen Treffen in den Gestaltungsräumen haben die Pfarrerinnen und Pfarrer sich über ihr Amt und seine besonderen Bedingungen und Schwierigkeiten ausgetauscht. Präses Annette Kurschus sowie Mitglieder des Landeskirchenamtes und der Kirchenleitung haben aufmerksam zugehört. Ein wichtiger Punkt in allen diesen Veranstaltungen war die Frage: Werden wir eigentlich gesehen mit den Besonderheiten in unserem Amt, mit dem, was es uns an Kraft koste, mit seinen besonderen Schwierigkeiten und mit dem, was wir als Pfarrerinnen und Pfarrer einbringen? Sieht das die Kirchenleitung, sehen das die Superintendenten und Superintendentinnen, sehen das die Gemeinden?

Und so hatte der ganze Prozess zunächst einmal die Funktion, richtig hinzusehen und hinzuhören. Vieles von dem, was diskutiert wurde, ist in der Dokumentation zusammengefasst. Die Landessynode hat sich die »Theologisch fundierte Grundbestimmung des Pfarramtes mit seinen unverzichtbaren Kernaufgaben unter den gegenwärtigen Bedingungen«, die der Theologische Ausschuss vorgelegt hat, zu eigen gemacht. Ich danke den Mitgliedern des Vorstands des Pfarrvereins, dass sie sich in allen Phasen des Beratungsprozesses beteiligt und eingebracht haben.

Es wäre allerdings fatal, wenn man es beim Hören und Sehen beließe. Deshalb wird auch weiter daran gearbeitet, die Rahmenbedingungen des Pfarramtes zu verbessern, soweit es in unsere Macht steht. Es gibt ja auch Bedingungen, die nicht auf einen Schlag verändert werden können; das betrifft die zurückgehenden Gemeindegliederzahlen ebenso wie den Nachwuchs an Theologinnen und Theologen, von dem wir uns wünschen, dass er reichlicher vorhanden wäre. Eine gute Nachricht gibt es aber doch. Eine Umfrage in alle EKD-Kirchen hat ergeben, dass Theologiestudierenden aus Westfalen sich nicht überproportional auf die Listen anderer Kirchen setzen lassen. In Einzelfällen geschieht ein Wechsel, die Gründe dafür sind in der Regel familiären Bindungen. Und aus den gleichen Gründen wechseln auch Theologiestudierende oder ordinierte Pfarrerinnen und Pfarrer nach Westfalen, etwa weil ein Partner oder eine Partnerin hier einen Arbeitsplatz hat.

Im Mai hat sie Kirchenleitung im Zusammenhang mit einer Überarbeitung des Pfarrausbildungsgesetzes der UEK den Weg dafür geöffnet, in Einzelfällen das berufsbegleitende Masterstudium, wie es etwa in Marburg durchgeführt wird, als Zugangsvoraussetzung für das Pfarramt anzuerkennen.

Vikarinnen und Vikaren, die in ländlichen Kirchenkreisen ausgebildet werden, wird eine Mobilitätszulage gezahlt. Auch sie sollen in Zukunft die Möglichkeit haben, ein Darlehen für die Anschaffung eines Kraftfahrzeugs zu bekommen. Die Anzahl ihrer Urlaubstage wurde heraufgesetzt und denen der Pfarrer angeglichen.

Es liegt ein Vorschlag des zuständigen Dezernenten Dr. Dieter Beese vor, eine Stelle nur für Werbung und Gewinnung für das Pfarramt sowie die anderen kirchlichen Berufe einzurichten. Es ist an eine jüngere Person gedacht, die die bereits bestehenden Möglichkeiten (Berufspraktika, FSJ, Abi-Tagungen) koordiniert, aber auch auf Messen und in den sozialen Netzwerken unterwegs ist.

Wichtig ist aber auch, daran weiterzuarbeiten, was von den Pfarrerinnen und Pfarrern als besondere Belastungen benannt wurde. Rahmenbedingungen sind zu verbessern und weitere Unterstützungsmaßnahmen zu schaffen. Hier sei nur angemerkt, dass in diesem Jahr unsere Plätze im »Haus Inspiratio im Kloster Barsinghausen« voll ausgeschöpft sind. Statt der geplanten 7 Personen werden in diesem Jahr voraussichtlich 10 Personen dieses Angebot wahrnehmen. Deshalb auch an dieser Stelle: Plätze gibt es erst wieder im neuen Jahr.

Neben den Ordinationsjubiläen, zu denen die Präses und der Pfarrverein einladen, soll in Zukunft in Zusammenarbeit mit dem Gemeinsamen Pastoralkolleg nach 10, 20 und 30 Jahren im Dienst zu sogenannten »Bilanzseminaren« eingeladen werden. Dabei geht es zunächst um Würdigung und Anerkennung des

Dienstes durch die Präses oder Mitglieder von Landeskirchenamt und Kirchenleitung. Dann aber wird Raum sein für eine persönliche Bilanz, für wechselseitige Rückmeldungen und Einschätzungen. Die Beratungs- und Unterstützungsangebote der Landeskirche werden vorgestellt, Möglichkeiten der beruflichen Weiterentwicklung werden erörtert. Im Programm des Gemeinsamen Pastoralkollegs 2019 werden drei Kurse für die verschiedenen Altersgruppen als Pilotprojekte angeboten.

Die Landessynode hatte in ihrer Tagung im November 2017 einen Paradigmenwechsel im Bereich der Sonderseelsorge eingeleitet. Sie hatte in Aussicht gestellt, dass Stellen für Gehörlosenseelsorge und Notfallseelsorge aus Mitteln des allgemeinen Haushalts eingerichtet werden sollen, damit diese Arbeitsbereiche auch in Zukunft gesichert werden. Die Referentin für Seelsorge, Daniela Fricke, ist dabei, die Konzeption und Besetzung dieser Stellen einzuleiten.

Offen ist zur Zeit noch die Frage der Ausstattung im Amtszimmer, Telefon und EDV betreffend. Dafür hatte eine Arbeitsgruppe bereits Vorschläge erarbeitet; das Ganze wird jetzt im Zusammenhang mit der IT-Strategie der Landeskirche weitergeführt.

Das Thema »Wohnen im Pfarrhaus« steht weiter auf der Agenda. Die Verantwortlichen in den Dezernaten (Dienstrecht, Vermögensaufsicht) werden in den nächsten Wochen eine gründliche Erhebung vornehmen: Wer wohnt in einer Dienstwohnung? Wie viele Pfarrhäuser haben wir? Wo genau liegen sie?

Aber es gibt noch mehr, was in Gang gekommen ist und sich weiterentwickelt. Davon wird MichaelWesterhoff als Referent für Personalentwicklung berichten. Ihm sind einige dieser neu entstandenen Arbeitsbereiche zugewiesen, denen er sich dankenswerter Weise mit vielen guten Ideen und großem Einsatz widmet.

Petra Wallmann, 62, ist seit 2009 als Oberkirchenrätin Dezernentin für Vorbereitungs- und Entsendungsdienst, Pfarrdienst, Personalplanung sowie Theologische Fortbildung.

II. Michael Westerhoff

1. Neue Vertretungsmodelle für den Pfarrdienst

Derzeit gibt es zwei Vertretungsmodelle für den Pfarrdienst, den Gastdienst und den Pastoralen Dienst im Übergang.

Gastdienst

Voraussichtlich ab Ende des Jahres wird es möglich sein, dass Vertretungen in Kirchengemeinden durch einen sogenannten Gastdienst wahrgenommen werden. Über dreißig Pfarrerinnen und Pfarrer im Ruhestand haben bereits jetzt ihre Bereitschaft signalisiert, dafür zur Verfügung zu stehen.

Der Gastdienst ist ein Vertretungsdienst, der zeitlich begrenzt ist und verbindlich vereinbart ist. Anders als bei den von Pfarrerinnen und Pfarrern im Ruhestand gelegentlich wahrgenommenen und sehr geschätzten und hilfreichen Gottesdienstvertretungen oder anderen Aufgaben, die nicht gesondert vergütet werden, handelt es sich bei den Gastdiensten um verbindliche Vertretungen im Umfang eines vollen, dreiviertel oder eines halben Dienstes.

Er kann wohnortnah und/oder vor Ort wahrgenommen werden, wobei eine eventuell benötigte Unterkunft durch die betreffende Gemeinde gestellt wird.

Pfarrerinnen und Pfarrer im Gastdienst erhalten neben ihren Versorgungsleistungen einen Zuschlag von monatlich 1.000 Euro für einen Vertretungsdienst im Umfang einer ganzen Pfarrstelle; bei Teildiensten sind dies entsprechend 750 oder 500 Euro.

Die Gastdienste sollen eine verbindliche Vertretungsregelung bei vorübergehenden Vakanzen, Erziehungs- oder Pflegezeiten, Kontaktstudium oder längerer Erkrankung ermöglichen. Die Vermittlung erfolgt durch das Landeskirchenamt auf Anfrage durch die zuständigen Superintendentinnen oder Superintendenten. Den Ruheständlern bieten die Gastdienste eine Gelegenheit, sich über den Eintritt in den Ruhestand hinaus mit ihren Gaben, Erfahrungen und Kompetenzen in den Dienst ihrer Kirche einzubringen. – Die Teilnehmenden werden darüber hinaus einmal jährlich für einen Erfahrungsaustausch zu einem gemeinsamen Treffen eingeladen.

Pastoraler Dienst im Übergang

Der Pastorale Dienst im Übergang ist ein spezielles Angebot zur Gestaltung und Qualifizierung der Zeit einer Pfarrstellen-Vakanz. Dabei übernimmt eine Pfarrerin oder ein Pfarrer vor Ort die pastorale Grundversorgung und begleitet die Gemeinde zugleich mit professioneller Beratung. Voraussetzung ist, dass der Pfarrer »im Übergang« sich nicht auf

die Pfarrstelle bewerben darf. Der Dienst endet, wenn die Pfarrstelle neu besetzt ist.

Der Pastorale Dienst im Übergang ist besonders geeignet, wenn das Profil der Pfarrstelle neu ausgerichtet werden soll, die Arbeit neu verteilt werden muss oder von einer Pfarrperson Abschied genommen werden muss, die die Gemeinde über lange Zeit geprägt hat. – Zurzeit nehmen fünf Pfarrerinnen und Pfarrer einen solchen Dienst in der Landeskirche wahr.

Michael Westerhoff

2. Pilotprojekte zur Entwicklung der Zusammenarbeit von Pfarramt und den anderen Ämtern und Diensten im Haupt- und Ehrenamt

Die Teilnahme an diesen Pilotprojekten ist möglich, wenn eine freie Pfarrstelle in einer Kirchengemeinde – zunächst – nicht besetzt, sondern stattdessen eine Person aus einer anderen Berufsgruppe, beispielsweise eine Gemeindepädagogin oder ein Gemeindepädagoge, eingestellt wird, und dabei zum Teil Aufgaben übernimmt, die bislang von Pfarrerinnen und Pfarrern geleistet wurden. – Zurzeit gibt es sechs dieser Pilotprojekte.

3. Pfarrstellenentwicklung

Obwohl sich die Zahl der im Pfarrdienst befindlichen Personen in der EKvW sich in den nächsten 10 Jahren nahezu halbieren wird, würden sich nahezu alle Pfarrstellen besetzten lassen, wenn es gelänge, die Zahl der Pfarrerinnen und Pfarrer mit einem Auftrag im Probedienst oder nach § 25 PfDG.EKD von zur Zeit rund 350 auf etwa 80 zu senken. Das bedeutet, dass alle jene Pfarrerinnen und Pfarrer, die sich bis dahin nicht im Ruhestand befinden, die Gelegenheit haben, in eine Pfarrstelle zu gelangen.

4. Mobilitätskonzept

Die Kirchenleitung wird voraussichtlich – als weiteres Resultat des Pfarrbildprozesses – ein Teilkonzept Mobilität beschließen. Es enthält Empfehlungen und Maßnahmen, die Pfarrerinnen und Pfarrer bei der Erfüllung der von ihnen im Dienst erwarteten Mobilität unterstützen sollen.

Neben Hinweisen zur Ausstattung etwa zur vergünstigten Anschaffung von Kraftfahrzeugen enthält das Konzept auch den Vorschlag, Pfarrerinnen und Pfarrern ein dienstliches (Elektro-)Fahrrad zur Verfügung zu stellen. Ausgangspunkt dabei war der Gedanke, dass unter ökologischen, zeitökonomischen und nicht zuletzt gesundheitsfördernden Gesichtspunkten ein sogenanntes Pedelec oder auch ein herkömmliches Fahrrad für viele Dienstfahrten von Pfarrerinnen und Pfarrern gerade in städtischen Kirchengemeinden das ideale Verkehrsmittel ist.

Um diese Form der Mobilität deutlich zu unterstützen, wird die Anschaffung eines Dienstfahrrades für eine Pfarrerin oder einen Pfarrer seitens eines Kirchenkreises oder einer Kirchengemeinde in den Jahren 2018 bis 2020 auf Beschluss der Kirchenleitung mit einem Zuschuss von 50 Prozent des Anschaffungspreises, höchstens jedoch 1.000 Euro, gefördert. Dazu bedarf es eines entsprechenden Konzeptes auf der Ebene des Kirchenkreises, der diesen Zuschuss frühestens im Herbst 2018 beim Landeskirchenamt anfordern kann.

5. Arbeitsmittel-Ausstattung

In gleicher Weise ist angeregt worden, Pfarrerinnen und Pfarrer mit den von ihnen für ihren jeweiligen Dienst benötigten Arbeitsmitteln, vor allem im Bereich EDV und Telekommunikation, seitens des Anstellungsträgers auszustatten. Die Planungen im Blick auf ein einheitliches EDV-Konzept in der Landeskirche verzögern allerdings derzeit noch die Umsetzung dieser Absicht.

Michael Westerhoff, 56, ist seit 2016 Referent für Personalentwicklung im LKA Bielefeld.

»Herz zu Herzen schaffen«

Die Kirche in der Gesellschaft – zwischen Erfahrung, Selbstoptimierung und Widerstandskraft

Horst Gorski hat dieses Referat am 2.5.2018 in Lengerich vor der Pfarrkonferenz des Gestaltungsraums I (Kirchenkreise Münster, Steinfurt-Coesfeld-Borken und Tecklenburg) gehalten. Die Vortragsform ist beibehalten.

… Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.

… Das Pergament, ist das der heil'ge Bronnen,
Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?
Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt.

FAUST zu seinem Famulus WAGNER in der Osternacht

I. Erfahrung und Vernunft

Ich will Sie mitnehmen auf eine Reise durch drei Gedankenwelten, von denen ich glaube, dass sie unser Handeln im Augenblick bestimmen und zum Verständnis unserer Situation als evangelische Kirche hilfreich sind. Das ist zunächst die Welt von Glaubenserfahrung und Mystik. Da ist sodann die Welt neoliberalen Denkens, in der wir uns vorfinden. Und es ist schließlich das digitale Zeitalter. Zugegeben, drei große Themen, ich versuche, Schneisen zu schlagen. Und am Ende einige Erkenntnisse zusammenzuführen. Von Niklas Luhmann stammt der Satz »Zukunft gewinnt man nur durch Abstraktion«. In diesem Sinne versuche ich zu abstrahieren, also einen Schritt zurückzutreten, um zu einigen Metatrends methodische Zugänge zu gewinnen. Die Konkretionen dazu laufen sicherlich bei jedem und jeder Einzelnen automatisch vor dem inneren Auge ab.

Im 17. und 18. Jahrhundert war die evangelische Kirche tief gespalten zwischen den Orthodoxen einerseits und Liberalen, Pietisten, Aufklärern andererseits. Es ging um die Verarbeitung der Moderne mit ihren Erkenntnissen historischer Lesart heiliger Texte und der Wende zum Subjekt, das sich selbst mit seiner Vernunft in die Pflicht genommen sah, Überliefertes nicht einfach nur hinzunehmen, sondern zu hinterfragen und sich anzueignen. Leitsatz war Descartes' berühmtes »Cogito, ergo sum«: »Ich denke, als bin ich«. Dabei sah sich die neuprotestantische Theologie, die das Subjekt mit seinem Denken und Fühlen einbezog, seitens der Orthodoxie dem Verdacht ausgesetzt, letztlich kein wirkliches Christentum zu sein. Goethe nimmt diesen Streit auf in der Szene zwischen Gretchen und Faust. Wie bekannt, fragt Gretchen ihn nach der Religion und er antwortet mit viel Gefühl, ja mit dem emphatischen Ausruf: »Gefühl ist alles, Name ist Schall und Rauch.« Darauf

GRETCHEN
Das ist alles recht schön und gut;
Ungefähr sagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein bisschen anderen Worten.

FAUST
Es sagen's allerorten
Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
Jedes in seiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen?

GRETCHEN
Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen,
Steht aber doch immer schief darum,
Denn du hast kein Christentum.

Karl Barths Römerbriefkommentare von 1919 und 1921 sowie die Wende zur Wort-Gottes-Theologie läuteten ein Jahrhundert ein, in dem neuprotestantische Theologie nur noch als Randphänomen vorkam. Die Theologie des 20. Jahrhunderts ist in Deutschland – jedenfalls bis weit in dessen zweite Hälfte hinein, bis zu den Neuanfängen mit Trutz Rendtorff, Wolfhart Pannenberg und anderen – weitgehend eine Art Neo-Orthodoxie. Das war vielleicht mitbeeinflusst vom Grauen zweier Weltkriege, die die Menschen im Glauben nach festen Grundlagen suchen ließe; zu viele kritische Fragen waren für sie verunsichernd.

Allerdings ist damit auch die theologische Traditionslinie in den Hintergrund getreten, die beherzt die Verarbeitung der Moderne in Angriff genommen hatte. Es gibt an dieser Stelle eine gewisse Geschichtsvergessenheit, wie man sie bei der Feier des Reformationsjubiläums beobachten konnte: Weil die theologische Verarbeitung der Wende, um mit Ernst Troeltsch zu reden, vom Altprotestantismus zum Neuprotestantismus ausgeklammert wurde, konnte man Freiheit, Toleranz und Demokratie als Identitätsmarker des Protestantismus in die Reformationszeit zurückprojizieren, obwohl der Protestantismus sie sich erst durch die – teilweise sehr mühsame – Verarbeitung der

Moderne im 16. und 17. Jahrhundert angeeignet hat. Umgekehrt wurde ein »sola scriptura« als Identitätsmarker behauptet, das seit der Aufklärung methodisch differenzierter und geschichtshermeneutisch zu lesen ist, jedenfalls nicht mehr eins zu eins aus der Reformationszeit auf heute übertragen werden kann.

Und es ist zugleich die Erfahrung als ein Bezugspunkt des Glaubens in den Hintergrund getreten. Sie wurde unter Häresieverdacht gestellt. Dabei brauchen wir sie dringend. »Das Christentum des 3. Jahrtausends wird mystisch sein oder absterben.« Dieser Satz stammt von Dorothee Sölle. Karl Rahner schrieb 1966: »Der Fromme der Zukunft wird ein ›Mystiker‹ sein, einer, der etwas ›erfahren‹ hat, oder er wird nicht mehr sein.«

Einem Missverständnis ist am Anfang entgegenzutreten: Als sei Mystik nur etwas für »Mystiker«, für Leute mit einer besonderen Begabung der Frömmigkeit, sich in tiefe Versenkung zu begeben oder gar – wie es von Teresa von Avila berichtet wird – in körperliche Schwebezustände zu geraten. Mystik in dem hier angenommenen Verständnis ist die Erfahrung des Einsseins mit dem Ganzen, die Berührung mit Gott und seinem Geist. Der katholische Priester und Zen-Lehrer Karlfried Graf Dürckheim hat diese Erfahrung »Seinsfühlung« genannt. Auch ein schöner Begriff: Mit dem Sein Fühlung aufnehmen. Es wird hier angenommen, dass dies eine Erfahrung ist, die grundsätzlich jedem Menschen offensteht und die vielleicht auch jeder Mensch – wie bewusst oder unbewusst auch immer – irgendwann im Laufe seines Lebens macht. Die verbreitete Missachtung dieser Erfahrung hat Dorothee Sölle eine »Trivialisierung des Lebens« genannt.

Mystik beginnt mit scheinbar beiläufigen Erfahrungen in der Kindheit. Ein Kind betrachtet selbstvergessen eine Blume. Es vergisst sich und Zeit und Raum beim Spiel. Das ist die Grundform mystischer Erfahrung. Ich habe lange gebraucht, um zu verstehen, dass meine eigene Kindheit voll von mystischen Erfahrungen war. Ich war ständig in irgendeine Betrachtung versunken. Morgens auf der Bettkante brauchte ich Minuten, um meine Strümpfe anzuziehen, weil ich zwischendurch versunken in einer anderen Welt war. Allerdings übernahm ich die Deutung der Erwachsenen: Kind, träum nicht schon wieder, hieß es, oder: Schlaf nicht wieder ein … Sollten Sie während dieses Vortrags in Absencen verfallen, so muss das keine zu tadelnde Unaufmerksamkeit sein.

Den Schatz mystischer Erfahrungen bringt – vermute ich – jeder Mensch aus der Kindheit mit. Aber es ist die Frage, ob er gehoben oder trivialisiert, entwertet wird. Das Gefühl des Einsseins mit Gott kann durch Musik oder die Betrachtung der Natur, durch eine menschliche Begegnung oder die Lektüre eines Buches oder im Gebet ausgelöst werden. Oder es kann uns scheinbar ohne Grund überfallen. Jahrhundertealte Schichten theologischer Dogmatik haben sich über diese Erfahrung gelegt, sie gedeutet, sie für gefährlich erklärt, sie verboten, weil Gott doch der ganz Andere ist. Er *ist* der ganz Andere. Gerade *deshalb* folgt er nicht gehorsam unseren Dogmatiken, in denen wir ihn uns handzahm zu machen versuchen, sondern er kommt uns nah, wie er es will.

Auch Martin Luther übrigens hat diese Seite des Glaubens intensiv gekannt, hat sich in jungen Jahren mit dem Mystiker Johannes Tauler beschäftigt. In der Rezeption der Reformation ist diese Seite aber sehr zurückgetreten, weil Luther aus Furcht vor Unordnung diesen Teil des Glaubens zunehmend der Schwärmerei verdächtigte. Damit war er gebrandmarkt. Und mit ihm die Schwärmer. Wir brauchen ihr Erbe dringend und wir brauchen auch Luthers eigene Mystik, um die Reformation tauglich für die Zukunft zu machen.

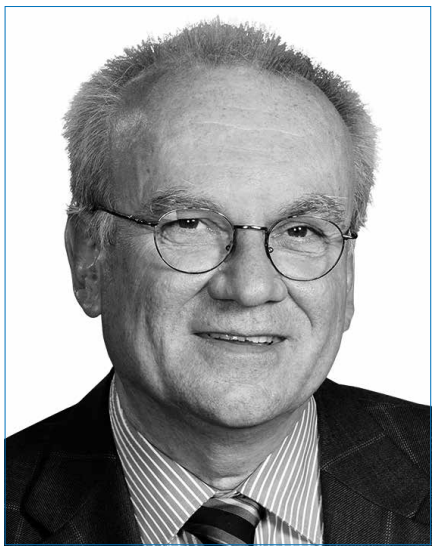
Wie Karl Barth sagte, sollen wir von Gott reden, können aber als Menschen nicht von Gott reden. »Wir sollen Beides, unser Sollen und unser Nicht-Können wissen und eben damit Gott die Ehre geben.« Damit ist markiert, wie banal und anspruchsvoll zugleich die Aufgabe ist, die ich hier in den Blick nehme. Wie zeugen wir von dem, was wir erleben?

Ich provoziere Sie jetzt absichtlich, tue das aber mit dem Blick auf mein eigenes Tun und Lassen als Pastor seit meiner Ordination vor 34 Jahren, also als kritische Selbstreflexion: Der pastorale Alltag wird davon bestimmt, ein Vereinswesen am Laufen zu halten und sich beliebt zu machen. Diese Situation ist das Ergebnis eines Wechselspiels, das zu einer gegenseitigen Resignation, aber auch zu einem Agreement geführt hat: Weil Pfarrerinnen und Pfarrer zumeist nur eine (neo-)orthodoxe Theologentheologie zu bieten haben, die nicht verstanden wird und nicht hilfreich ist und der es nicht gelingt, von den Erfahrungen mit Gott verständlich zu reden, fordert die Gemeinde von der Pfarrerin oder dem Pfarrer ersatzweise menschliche und organisatorische Kompetenzen ab. Darunter leiden die Pfarrerinnen und Pfarrer, weil sie in ihrer theologischen Kernkompetenz nicht angefragt werden. In diesem Zwiespalt und Leiden richten sie sich über kurz oder lang ein. Im Ergebnis retten sich beide Seiten auf eine menschlich-organisatorische Ebene, auf der man sich begegnen kann. Eine latente Unzufriedenheit aber bleibt – auf beiden Seiten. Denn eine ferne Erinnerung an den eigentlich theologischen Sinn von Kirche macht sich als Sehnsucht von Zeit zu Zeit bemerkbar.

Wenn diese provozierend überspitzte Diagnose halbwegs richtig ist, muss die Schlussfolgerung lauten: Wir brauchen eine Theologie, die in bewusster Anknüpfung an die Tradition des Neuprotestantis-

mus die Moderne und die Erfahrung reflektiert. Wir brauchen eine Ausbildung, in der wir dies vermittelt bekommen. Wir brauchen ein Gemeindeleben, in dem der Dialog von Erfahrung und Theologie Raum hat.

II. Selbstoptimierung und Markt



Dr. Horst Gorski

Im Jahre 2011 erschien Birgit Klostermeiers Dissertation unter dem Titel »Das unternehmerische Selbst der Kirche. Eine Diskursanalyse«. Klostermeier ist inzwischen Landessuperintendentin des Sprengels Osnabrück in der Hannoverschen Landeskirche. Unter Aufnahme einiger Gedanken von Michel Foucault entwirft sie ein, wie ich finde, treffendes Bild der Kirche dieser Tage. In dieses Bild möchte ich Sie mitnehmen. Er hilft, jedenfalls mir, zum Verständnis unserer Situation.

Foucault betreibt »Diskursanalyse«, indem er versucht zu beschreiben und zu verstehen, nach welchen Regeln Diskurse verlaufen. Diese Methode enthält sich jeder Wertung. Ob wir zu dem Ergebnis eine eigene Haltung entwickeln, ist eine andere Frage. Foucault geht davon aus, dass in jeder Epoche Leitgedanken das Denken und Handeln bestimmen. Er nennt dies »Gouvernementalität«, also eine Art unsichtbare Regierungsform durch unsichtbar vorhandene Regeln und Anmutungen. Unter »Anmutung« versteht die Diskursanalyse ein Zukunftsszenarium, das vor Augen gestellt wird mit der Ansage: Darauf musst du dich einstellen, wenn du überleben willst. Unsere Epoche lebe unter der Gouvernementalität neoliberalen Denkens. Zu den Elementen, derer sich diese Gouvernementalität bedient gehören:

1. Alles Handeln wird von der Ökonomie her gedacht.
2. Von der Ökonomie abgeleitet ist Größe und Wachstum ein Wert an sich. Er wird als unhinterfragbar dargestellt.
3. Veridiktionen oder Bewahrheitungen werden auf dem Tribunal des Marktes vollzogen. Die öffentliche Meldung über eine kleiner werdende Kirche ist, so gesehen, der Super-Gau unter dieser Gouvernementalität.
4. Der Mensch handelt unter Selbst- und Fremdsteuerung. Wobei die Illusion darin besteht, die Fremdsteuerung unsichtbar zu machen. Dass wir im Hamsterrad mitlaufen dürfen, erscheint als die Erfüllung des Freiheitsversprechens der Moderne. Einer der Gründe, warum es so schwer ist, sich gegen diese Fremdsteuerung zu wehren.
5. Jedes System, auch der Mensch, sei in der Lage, sich selbst zu optimieren. Und dies wird auch als notwendige Anforderung dargestellt, andernfalls das System keine Zukunft hätte.

Es gibt weitere Elemente, ich beschränke mich auf diese Wichtigsten. Der erschließende Nutzen dieser Analysebis hierhin ist, sich bewusst zu machen: Was uns im Augenblick umgibt wie die Luft zum Atmen, ist nicht selbstverständlich. Eine andere Welt mit anderen Anmutungen wäre denkbar. Da diese Gouvernementalität uns aber wie die Luft zum Atmen umgibt, ist eine Distanzierung schwierig. Und es kommt ein weiteres hinzu: Klostermeier analysiert, dass es sich bei diesen Elementen neoliberaler Gouvernementalität ideengeschichtlich um Säkularisate christlicher Werte handelt. Mit den Pfunden zu wuchern, wird uns schon in den Evangelien nahegelegt. Der Taufbefehl gibt uns das Wachstum auf. Paulus selber erweist die Wahrheit des eines Gottes auf dem Markt des Areopags in Athen. Die ständige Selbstoptimierung kann als ins Säkulare übertragener Weg der Heiligung gesehen werden. Und das »semper reformanda« ist uns Kirchen der Reformation in der Wiege mitgegeben.

Im kirchlichen Denken und Handeln amalgamieren sich der neoliberale und der christliche Diskurs, die Diskurse verschmelzen zur Ununterscheidbarkeit. Damit – so die These – hängt es zusammen, dass gerade die Kirchen, die doch grundsätzlich eine gewisse Widerstandskraft dem Zeitgeist gegenüber entfalten sollten, gegenüber der neoliberalen Gouvernementalität so wehrlos zu sein scheinen. Denn was soll man sagen, gegen die Anmutungen, mit denen sie uns entgegentritt? Da unsere eigene Tradition uns doch dasselbe zu sagen scheint!

Der bilderbuchreife Ausdruck dieses Amalgamierens der Diskurse istso gesehen das Impulspapier »Kirche der Freiheit« des Rates der EKD von 2006. Allerdings, dies möchte ich hier deutlich sagen, glaube ich, dass viele Impulse daraus notwendig waren und auch wirksam geworden sind. Es geht mir nicht um eine Pauschalkritik, wie sie verbreitet geübt wird, sondern um das Verstehen eines Diskurses im Foucaultschen Sinne. Manche Kritik aus der Pfarrerschaft war meines Erachtens bloß eine Verweigerung vor den Anforderungen der Moderne. Dem möchte ich nicht das Wort reden.

Als Diskurs betrachtet funktionierte »Kirche der Freiheit« so: Werte wie Wachstum, Größe, Selbstoptimierung, dauernde Veränderungen in Strukturanpassungsprozessen wurden als Anmutungen eingesetzt, ihre Gültigkeit also vorausgesetzt. Und sie wurden mit der Perspektive verbunden: Ohne dies wird die Kirche keine Zukunft haben; so hat Professionalisierung auszusehen.

Wir haben in den letzten zwanzig, dreißig Jahren ein ganzes Arsenal von Methoden entwickelt, uns diese Anmutungen anzueignen. Strukturanpassungsprozesse, Instrumente der Selbststeuerung wie Personalentwicklungsgespräche, Leitbildprozesse schossen wie Pilze aus dem Boden. Darin generierten wir Wahrheiten über uns selbst, von denen wir glaubten, sie seien uns vorgegebene Wahrheiten.

Ich will die Pointe meiner Aussage nachschärfen, denn allzu leicht besteht die Gefahr des Missverständnisses und damit auch des Applauses von falscher Seite: Dies ist nicht alles schlecht! Von Personalentwicklungsgesprächen beispielsweise halte ich außerordentlich viel. Es geht mir nicht um Abwertung, sondern um die Erkenntnis, dass all die guten und nützlichen Instrumente und die Elemente unserer eigenen christlichen Tradition in Zeiten neoliberaler Gouvernementalität sich mit einem darüber liegenden Diskurs amalgamieren. Und genau dies, so die Pointe, macht uns das Leben und den Alltag so anstrengend.

Ohne diese Verschmelzung von Diskursen könnten wir fröhlich das Evangelium in alle Welt tragen, dabei unbefangen an uns selber arbeiten, die Formen unserer Arbeit den sich verändernden Gegebenheiten anpassen. Aber wie die Luft, die wir atmen, lagert sich ein Diskurs darüber, der uns auf dem Tribunal des Marktes – und irgendwann auch in unserem eigenen Gewissen – anklagt, wenn es uns nicht gelingt zu wachsen und uns täglich selbst zu optimieren, und der uns weissagt: Dann wird es für euch keine Zukunft geben.

Diese Erkenntnis birgt nicht ohne Weiteres eine Lösung in sich. Weil diese Gouvernementalität so allgegenwärtig ist, kann grundsätzlich alles von ihr überlagert werden. Eine naheliegende Reaktion wäre ja, auf Unterbrechung zu setzen. Johann Baptiste Metz definierte seinerzeit Religion als Unterbrechung. Und man könnte hoffen, so aus dem Hamsterrad zu entkommen. Aber auch die Unterbrechung, die stillen Zeiten, die Oasentage, eben die Formen von Glaubenserfahrung und Mystik, können sich in Zeiten neoliberaler Gouvernementalität nicht ganz der Gefahr entziehen, ihrerseits zur Selbstoptimierung zu dienen. Dann wird selbst der Oasentag anstrengend, weil ich mich doch erholen wollte, um morgen wieder fit zu sein. Die Pfarrerin und der Pfarrer werden zur Ich-AG mit der Anforderung, fortlaufend ihre Authentizität zu optimieren.

So bleibt denn vielleicht nur so etwas wie kognitive Distanz. Indem man sich diese Prozesse bewusst macht, kann man sich innerlich – immerhin ein wenig – von dem durch sie ausgeübten Druck distanzieren. Aus unserer Zeit aussteigen, das aber können wir nicht.

III. Kontrollverlust und Widerstandskraft

Ein weiteres Metathema unserer Zeit ist die Digitalisierung. Sie verändert nicht nur operative Vorgänge, indem sie von analog auf digital umgestellt werden. Sie verändert unsere Zeit so Grundlegend wie beispielsweise die Industrialisierung es getan hat. Wir beschäftigen uns in Kirche und Theologie bereits intensiv damit; allerdings haben wir nach meiner Einschätzung noch keinen eigenen theologischen Zugriff auf diese Veränderungen gefunden.

Ich gehe von der Vermutung aus, dass das, was mit der Digitalisierung geschieht, so umwälzend ist, dass es nicht reichen kann, die klassischen theologischen Topoi auf Einzelfragen der digitalen Möglichkeiten zu beziehen, etwa wie die Digitalisierung unsere Arbeitswelt oder die Medizin verändert, was daran Chancen und Risiken sind und wie dies vor dem Hintergrund klassischer Modelle der Urteilsbildung einzuordnen ist. Meiner Beobachtung nach geraten theologische Sätze, die unvermittelt auf eine Wirklichkeit bezogen werden, ohne dass diese Wirklichkeit mit einer Theorie analytisch beschrieben wird, zu moralischen Sätzen, die vereinfacht gesagt nur die Modi »Emphase« oder »Entrüstung« kennen. Deshalb interessiert mich, das Neue grundsätzlicher zu verstehen und unter Anwendung einer Systemtheorie theologisch zu reflektieren.

Niklas Luhmann hatte den Vorschlag gemacht, die menschliche Geschichte in Epochen einzuteilen, die an der Evolution technischer Verbreitungsmedien der Kommunikation orientiert sind. Sprache, Schrift und Buchdruck haben die rituell handelnde Stammesgesellschaft, das auf Institutionen und ihren Erzählungen gründende politische Gemeinwesen und schließlich die auf kritische Argumente reagierende Organisation von Staat und Wirtschaft hervorgebracht. Luhmanns These war, dass das Aufkommen des jeweils neuen technischen Verbreitungsmediums insofern eine »Katastrophe« darstellt, als mit ihm ein »Überschusssinn« in die Welt kommt, für dessen Nutzung und Bewältigung die Strukturen bisher nicht vorhanden sind. Neue Kulturformen als Antwort auf den neu aufgekommenen Überschusssinn müssen jeweils in einem langen, mühsamen Prozess entwickelt werden und prägen die Kultur der jeweiligen Epoche. Ich stelle dieses Epochenschema in aller Kürze dar:

Die **Sprache** hat als »Überschusssinn« die Möglichkeit in die Welt gebracht, Wahres und Falsches zu behaupten. Die Möglichkeit aber, Wahres für falsch und Falsches für wahr zu halten, kann nicht ins Belieben einzelner Kommunikationen gestellt werden, sondern muss sachlich, sozial und zeitlich kontrolliert werden. Das ist der strukturell bedingte Überschusssinn, der jetzt kulturell bewältig werden muss. Die Kulturform der Stammesgesellschaft, mit der sie den Überschusssinn gestaltet, ist die Grenze, die das Geheimnis ordnet. Das Geheimnis wird von Häuptlingen und Schamanen gehütet. Es werden Grenzen gesetzt, indem Regeln aufgestellt werden, wer mit wem worüber reden, wer was aussprechen oder nicht aussprechen und wer dieses oder etwas anderes für wahr und falsch erklären darf. Die Form der Religion ist in dieser Epoche die Magie. Der Schamane ist derjenige, der in diese Magie eingeweiht ist und sie zum Umgang mit dem Geheimnis verwenden darf.

Spuren dieser Epoche sind auch in der biblischen Überlieferung aufzufinden. Der Sprechakt ist Urform des Schöpfungshandelns Gottes. »Gott sprach«, so beginnt nach dem 1. Buch Mose die Erschaffung der Welt. Indem der Mensch den Tieren Namen gibt, bewältigt er die Fülle des Lebens, in deren Mitte er sich vorfindet (1. Mose 2, 19f). Noch das Johannesevangelium, das selber bereits der Epoche der Schrift angehört, erinnert an die Sprache als Ausgangspunkt des Seienden: »Im Anfang war das Wort« (Johannes 1, 1). An den alttestamentlichen kultischen Vorschriften, den Regeln für die Priester und den Hohepriester, an den Vorschriften für das Verhalten im Jerusalemer Tempel lässt sich nachvollziehen, wie die Stammesgesellschaft mit Grenzen des Sagbaren und mit dem Geheimnis, das ihr Gott ist, umgegangen ist und so den Überschusssinn der Sprache bewältigt hat.

Die **Schrift** hat als »Überschusssinn« die Möglichkeit in die Welt gebracht, von Zeit und Ort unabhängig zu kommunizieren. Das gesetzgebende Wort gilt auch ohne Anwesenheit des Herrschers und, solange man sich nicht auf die Geltung eines anderen verständigt, auch über seinen Tod und damit über die zeitliche Präsenz einer Person hinaus. Die Kulturform der Schriftgesellschaft ist der Zweck, griechisch das »telos«. Die Fülle des Gedankenmaterials, das nun unabhängig von örtlicher und zeitlicher Präsenz von Personen zur Verfügung steht, wird geordnet und gerichtet, indem Zwecke bestimmt werden. Über diese Zwecke entscheiden statt Häuptlinge und Schamanen Politiker und Philosophen. Es entstehen die Wissenschaften und eine ausdifferenzierte Polis Es ist dies die Epoche der Schrift und des »sola scriptura«. Die Institution ist die gesellschaftliche Form, die überschüssigen Kräfte der Schrift, ihren Symbolüberschuss zu bändigen. Letztlich entscheiden Institutionen darüber, was gelehrt und geglaubt werden darf. Die Form der Religion ist in dieser Epoche die nach Zwecken hierarchische geordnete, auf einer Schrift gründende Institution.

Auch Spuren dieser Epoche lassen sich in der biblischen Überlieferung auffinden. Die Bezugnahme auf eine Heilige Schrift steht spätestens seit der Rückkehr aus dem babylonischen Exil im Mittelpunkt der jüdischen Religion. Die Evangelien ziehen Schriftbeweise als Beleg für die göttliche Vorherbestimmung des Leidens, Sterbens und Auferstehens Jesu heran. Die frühe Kirche formiert sich anhand der Ausbildung eines Kanons Heiliger Schriften. Diese richtig zu deuten, wird zur zentralen Aufgabe der Institution Kirche.

Der **Buchdruck** hat als »Überschusssinn« die Möglichkeit in die Welt gebracht, Schriftliches zeitgleich überall zur Verfügung zu haben und damit vergleichen zu können. Mit dem Vergleichen wird Kritik möglich. Der Kritiküberschuss wird gebändigt durch die Kulturform des unruhigen Gleichgewichts. Dieses Gleichgewicht kann nur hergestellt werden, indem der Kritiküberschuss mit dem Individuum verknüpft wird, das seiner eigenen Vernunft vertraut und in Freiheit mit ihr umgeht. Diese Entdeckung hat Descartes zusammengefasst in seinem »Cogito ergo sum: »Ich denke, also bin ich«.

In der Kulturform des unruhigen Gleichgewichts müssen Vernunft und Freiheit fortlaufend vom Individuum ausbalanciert werden, weil die Institutionen nicht mehr als unhinterfragbare Autoritäten anerkannt werden. Diese individualisierte Vielfalt führt zu einer Verflüssigung der Institution; sie entwickelt sich zur Organisation. Für die Kirche ändert sich damit vor allem ihre Außengrenze: Eintritt und Austritt aus ihrer Organisation werden möglich, Mitgliedschaft entsteht als Begriff, über den nachzudenken ist und für den Regeln aufzustellen sind. Die Innengrenze des Referenzsystems der Kirche, die Programmatik, verändert sich auch. Das Individuum tritt als religiöses Subjekt hervor, aber die Kirche hält daran fest, auf der Schrift gegründete Institution zu sein und zeitunabhängige Dogmen zu vertreten. Die Form der Religion ist in dieser Epoche der Glaube als individuelle Haltung.

Kirchengeschichtlich sind die Spuren dieser Epoche zuerst in der Reformationszeit mit ihren Büchern und weit verbreiteten Flugschriften aufzufinden. Später sind es vor allem die Theologie der Aufklärung und der Pietismus, die den Überschusssinn des Buchdrucks aufgenommen haben. Der Glaube wird individualisiert, es wird diskutiert, es wird Kritik an der Überlieferung und an den Autoritäten geübt, die Autorität einer zentralen Institution wird in Frage gestellt.

Der »Überschusssinn« des **Computers** besteht in der Möglichkeit, dass er sich nach Dirk Baecker »auf

sein eigenes, von außen nicht einsehbares Gedächtnis beruft, während er sich an einer Kommunikation beteiligt, die es bis dato nur und ebenso gedächtnisgestützt mit den Bewusstseinssystemen von Menschen zu tun hatte. Dabei ist der Unterschied dieses Gedächtnisses zu dem mit dem Buchdruck gegebenen, dass es sich nun selber an der Kommunikation beteiligt, mithin interaktiv ist. Mit seinem Gedächtnis produziert der Computer einen Kontrollüberschuss. Dies ist – wenn man in der von Luhmann angeregten Sprache bleiben will – die »Katastrophe«, die mit der Digitalisierung in die Welt gekommen ist, und auf die als Antwort eine neue Kulturform entwickelt werden muss. Das Thema der digitalisierten Welt ist Kontrolle, und zwar von zwei Seiten: Dem Kontrollüberschuss korrespondiert auf der anderen Seite ein Kontrollverlust.

Wenn diese Analyse zur Beschreibung der Wirklichkeit taugt, dann legt sich eine Schlussfolgerung nahe: Es ist kein Zufall, dass uns das Thema Kontrollüberschuss/Kontrollverlust an verschiedenen Stellen unserer Gesellschaft begegnet. Die Zuwanderung von Flüchtlingen, die das Gefühl auslöst, der Staat habe die Kontrolle verloren. Der Terrorismus aus der Mitte der Gesellschaft, gegen den keine Grenzkontrollen etwas nützen. China zeigt mit dem Aufbau eines Überwachungssystems mit Kameras mit Gesichtserkennung schon heute ansatzweise, dass vollständige Kontrolle der inneren Sicherheit nur um den Preis an Einbußen von Freiheit und Demokratie zu haben ist. Die immer größer werdende Zahl autoritärer Regime im Osten Europas Umwandlung liberaler Demokratien in gelenkte Formen der Demokratie.

Nimmt man diese und andere Facetten zusammen, zeigt sich, dass das Thema Kontrollüberschuss/Kontrollverlust ein Querschnittsthema ist. Das dürfte kein Zufall sein. Und vielleicht ist der prägende Faktor dieser Entwicklung die Digitalisierung, die überall eine Rolle spielt. Sowohl bei den Flüchtlingen, die sich über ihr Smartphone über eine bessere Welt und Fluchtrouten informieren wie auf der Seite staatlicher Kontrollen. Interessant ist, wie scheinbar – aber wohl eben nur scheinbar – gelassen viele Menschen mit dem Thema Datenkontrolle selber umgehen. Wenn ich mich daran erinnere, welche Proteste es 1985 anlässlich der Volkszählung gab und wie viele Daten wir heute freiwillig, und teilweise unfreiwillig, aber doch ohne Protest preisgeben, dann ist das schon erstaunlich. Aber diese Ruhe sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass hier vielleicht das Zentrum der Beunruhigung unserer Tage liegt.

IV. Einige Schlussfolgerungen

1. Der neoliberale und der digitale Diskurs überlagern sich. Das wird ganz deutlich beim Thema Zwang und Freiheit. So wie der neoliberale Diskurs das Mitlaufen im Hamsterrad als die Erfüllung des Freiheitsversprechens der Moderne verkauft, so bietet die digitale Welt scheinbar grenzenlose Freiheit. Wenn Freiheit als die Abwesenheit von Zwang beschrieben wird, hat die digitalisierte Welt es leicht, mit dem Versprechen unbedingter Freiheitsattribution aufzutreten. Denn sie zwingt augenscheinlich niemanden, eröffnet aber Freiheitsräume ungeahnter Größe. Das beginnt bei der grundsätzlichen Freiheit, sich mit jedem ebenfalls im Netz kommunizierenden Akteur zu vernetzen; es geht über die schier unbegrenzten Informationsmöglichkeiten, die auch von autoritären Herrschaftssystemen nur bedingt behindert werden können; und sie geht weiter zur persönlichen Freiheit, die beispielsweise ein körperlich eingeschränkter Mensch durch digitale Hilfsmittel beim Lesen, Gehen, Fahren oder bei der Pflege erhalten kann. Gleichzeitig ist die digitale Welt ein Hamsterrad, in dem ich genauso mitlaufen muss wie in dem der Selbstoptimierung. Ich bin Teil einer Welt, in der meine Daten das Kapital sind, mit dem andere Geld verdienen.

Freiheit in der digitalisierten Welt entscheidet sich deshalb nicht an der Option Zwang oder nicht Zwang, sondern an den kognitiven, emotionalen und institutionellen Möglichkeiten, auf Distanz zu gehen und der durch die digitale Kommunikation behaupteten Realität Alternativen entgegenzusetzen.

Die Kirche hat die Aufgabe, selber institutionell zu den durch die digitale Kommunikation behaupteten Realitäten auf Distanz zu gehen und Menschen in ihrer kognitiven und emotionalen Widerstandskraft zur Distanz zu stärken.

Es gilt hier wie beim neoliberalen Diskurs: Aussteigen ist nicht möglich. Ich vertrete auch keineswegs die Position, die Kirche solle in ihrer eigenen Anwendung digitaler Mittel Zurückhaltung üben. Ganz im Gegenteil. Das wäre weder wünschenswert noch realistisch. Es geht vielmehr präzise um die Distanz zu den durch die digitale Kommunikation behaupteten Realitäten.

Diese sehr abstrakt klingenden Überlegungen lassen sich leicht veranschaulichen, wenn man einige Tage einen beliebigen online-Nachrichtendienst liest. Ob irgendein Interesse daran besteht zu wissen, dass eine Mitarbeiterin von Donald Trump im Oval Office des Weißen Hauses die Füße auf das Sofa gelegt hat, ist vollkommen gleichgültig. Entscheidend ist, dass jemand entschieden hat, diese Nachricht aus der Fülle anderer möglicher Nachrichten auszuwählen. In den folgenden Tagen werden die Seiten damit gefüllt,

Nachrichten über diese Nachricht zu produzieren. Geht man diesem Gedanken nach, kommt man dahin zu sagen: Grundsätzlich besteht die ganze öffentliche, medial vermittelte Welt, auf die wir uns in unserem Denken und in der Kommunikation mit anderen beziehen, aus so erzeugten Nachrichten. Es wären andere Nachrichten genauso möglich, und dann lebten wir in einer anderen Welt. – Das ist gemeint mit kognitiver und emotionaler Distanz zu den durch die digitale Kommunikation behaupteten Realitäten.

2. Der neoliberale und der digitale Diskurs überlagern sich auch beim Thema Wachstum und Grenzen. So schwierig es – zumindest in Mitteleuropa – scheint, Wachstum der analog verstandenen Kirche herbeizuführen, so geschieht gleichzeitig ein Aufbruch in der digitalen Welt. Es entstehen Netzgemeinden, Chat-Rooms für theologische Fragen, Seelsorge-Plattformen und vieles mehr. Unsere klassischen theologischen Begriffe reichen nicht aus, dies als neue Formen des Leibes Christi zu verstehen. Besonders deutlich wird dies beim Abendmahl. Wir haben lange Zeit behauptet, Abendmahl könne nun mal nicht digital gefeiert werden – da werden wir neu nachdenken müssen. Der Heilige Geist, der die Welt durchzieht, wirkt auch in der digitalen Welt. Hier ein Ausschlusskriterium zu formulieren, kann auch theologisch nicht angemessen sein.

Verunsichernd ist an dieser Entwicklung, dass die Grenzen der Institution oder Organisation Kirche sich verflüssigen. Zwar ist es erfreulich, dass sich Menschen zu Netzgemeinden zugehörig fühlen, die bislang in der Kirche kein Zuhause hatten. Aber gleichzeitig werden die klassischen Formen der Zugehörigkeit über das Mitgliedschaftsrecht in Frage gestellt. Zugehörigkeit wird neu zu definieren sein. Wir wissen aber noch nicht, wie. Die Entwicklung der Kirche geht weiter: Von der Institution über die Organisation zu einem Netzwerk. Geistlich lässt sich dies als unsichtbare Kirche begreifen. Aber unser bisheriger Begriff von unsichtbarer Kirche hing untrennbar daran, dass es eine sichtbare Kirche gibt. Auch die verändert sich. Hier verschieben sich tektonische Platten unter unseren Füßen; und wir kommen ins Wanken.

3. Vielleicht gehen wir auf eine Kirche zu, die stärker als bisher Kirche des Heiligen Geistes ist, in der die äußeren Formen ergänzt werden durch ein Vertrauen darauf, dass in all diesen unüberschaubaren Prozessen unserer Welt der Geist Gottes am Wirken ist. Das fällt gerade uns reformatorischen Kirchen schwer, weil ein so freies Wirken des Geistes der Schwärmerei verdächtig ist und in unseren Bekenntnisschriften ausgeschlossen ist. Vielleicht ist hier ein kirchengeschichtlich ausgegrenzter Teil von Kirche zurückzuholen.

Der Glaube als Zeugnis des Evangeliums ist gefragt in seiner Widerstandskraft. Als Christinnen und Christen, als Kirche sind wir normale Menschen inmitten von normalen Menschen. Aber wir legen Zeugnis von einer Botschaft ab, die viel zu sagen weiß zu Freiheit und Zwang, Angst und Vertrauen, Selbststeuerung und Gottvertrauen. Wir können etwas beitragen dazu, mit diesen Herausforderungen umzugehen. Dass wir dabei von einer Botschaft zeugen, die wir nicht selber machen, bringt eine heilsame Brechung in die Gefahr, Selbstoptimierer der eigenen Authentizität zu werden. Wir erzählen, was unser Herz bewegt und schaffen so Herz zu Herz. Aber was uns bewegt, ist nicht aus unserem eigenen Herzen entsprungen.

Das Leben Jesu hat uns gezeigt, dass es möglich ist, unter allen Bedingungen menschlich zu bleiben. Wir können in dieser Gesellschaft vom christlichen Glauben her Zeugnis ablegen, dass es im Vertrauen auf Gott, der die Tränen abwischen und Tod und Leid, Geschrei und Schmerz überwinden wird, möglich ist, mit den Verunsicherungen unserer Zeit, mit Kontrollüberschuss und Kontrollverlust zu leben – und trotzdem menschlich zu bleiben. Nichts anderes ist es, was Jesus auf seinem Weg vorgelebt hat. Denn Angst bringt die Menschen gegeneinander auf. Vertrauen lässt Menschen auch in ihrer Angst menschlich bleiben. Und das ist es, was wir derzeit und wohl auf absehbare Zeit so dringend brauchen.

Literatur

Dirk Baecker: Studien zur nächsten Gesellschaft; Frankfurt am Main 2007.

Johann Wolfgang von Goethe: Faust I (1808), »Nacht«, Szene zwischen Faust und Wagner, Zeile 522–601; in der mündlichen Fassung des Referates wurde der Dialog vollständig vorgetragen.

Horst Gorski: Theologie in der digitalen Welt – ein Versuch; Pastoraltheologie 107.2018, Heft 4, 187–211.

Birgit Klostermeier: Das unternehmerische Selbst der Kirche. Eine Diskursanalyse; Berlin/Boston 2011.

Dorothee Sölle, Mystik und Widerstand. »Du stilles Geschrei«; Hamburg 1997.

Dr. Horst Gorski, 61, war unter anderem jeweils zehn Jahre Gemeindepfarrer in Hamburg-Iserbrook sowie Propst im Kirchenkreis Altona und sechs Jahre Propst im Kirchenkreis Hamburg-West/Südholstein. Seit 2015 ist Leiter des Amtes der VELKD und zugleich Vizepräsident des Kirchenamtes der EKD, Hauptabteilung Öffentliche Verantwortung.

Wichtig zu wissen für Vorbereitungen auf den DEKT 2019 in Dortmund

Christa A. Thiel (regionale Öffentlichkeitsarbeit und Marketing beim Kirchentag) und Torsten Willimczik (Landesausschuss Westfalen für den Kirchentag) informierten auf dem Pfarrtag über den Deutschen Evangelischen Kirchentag, der vom 19.–23. Juni 2019 in Dortmund stattfindet. Sie luden zur Teilnahme und Mitwirkung ein. Außerdem gaben Sie einen Überblick über Werbematerialien und Serviceangebote für Gemeinden.

1. Die Bewerbungsfristen zur Mitwirkung haben begonnen. Die ersten enden im September 2018. Einen Überblick dazu gibt es bei www.kirchentag.de unter dem Menüpunkt »Mitwirken«. Da sind auch die jeweiligen Ansprechpartner genannt.
2. Die Ausschreibung zum Regionalen Kulturprogramm ist unter dem Menüpunkt »Programm« zu finden. Künstlerinnen und Künstler haben hier die Chance, dass ihr Projekt finanziert wird.
3. In der Evangelischen Kirche von Westfalen sind auf zehn »Kirchentagsbuden« unterwegs. Es sind Anhänger, die zu einer Art Kiosk umgebaut wurden. Die Buden gehören Kirchenkreisen oder kirchlichen Einrichtungen. Sie haben eine Grundausstattung an Werbematerialien und können für Veranstaltungen wie Stadtteilfeste und Gemeindefeste ausgeliehen werden. Ansprechpersonen und nähere Informationen finden Sie hier: https://www.kirchentag-westfalen.de/buden-kochen-singen/unsere-kirchentags-buden/
4. Vorrangig über die Kirchentagsbeauftragten in den Kirchenkreisen aber auch über die Marketingabteilung des Kirchentages marketing@kirchentag.de können aktuell folgende Werbematerialien bezogen werden:

   a. **Plakate** (A4) mit dem Kampagnenmotiv für den Schaukasten optimiert;
   b. **Postkarten** mit dem Kampagnenmotiv – geeignet zum Verteilen bei größeren Veranstaltungen, um in die Fläche zu gehen, um Bekannte einzuladen;
   c. **Luftballons** mit dem Kampagnenmotiv inklusive Haltebänder – geeignet für Veranstaltungen mit Kindern und um von weitem auf sich aufmerksam zu machen;
   d. **Klebe-Notizzettel** – geeignet zum gezielten Auslegen, beispielsweise bei besonderen Sitzungen;
   e. **Kugelschreiber** – geeignet zum gezielten Verteilen, beispielsweise bei Vorträgen oder konferenzähnlichen Veranstaltungen;
   f. **Untersetzer (Duo)** – geeignet für größere Gruppen wie Stadtfest, Gemeindefest und Ähnliches;
   g. **Armbänder** – geeignet für jüngere Zielgruppen, für kleinere und größere Gruppen wie bei Jugendevents oder Tauffesten;
   h. **Flyer** »Einladung zur Mitwirkung«, »Einladung zur Gruppenfahrt«, »Einladung zur Teilnahme« sowie der Imageflyer »Was ist der Kirchentag?« sind Mitte Juli an die Kirchenkreise und zusätzlich an die Delegierten des Landesausschusses Westfalen verschickt worden. Ihre jeweiligen Ansprechpartnerpersonen finden Sie hier: https://www.kirchentag-westfalen.de/wir-ueber-uns/landesausschuss-westfalen/

Wenn Sie den Kirchentag bewerben wollen und dazu Fragen haben oder Unterstützung brauchen, ist Ihre Ansprechpartnerin:
Christa A. Thiel, c.thiel@kirchentag.de

Christa A. Thiel, Mitarbeiterin in der Öffentlichkeitsarbeit des DEKT Dortmund 2019, und Torsten Willimczik, Mitglied im Landesausschuss Westfalen für den DEKT, stellen auf dem Pfarrtag Informationsmaterialien für den kommenden Kirchentag vor.

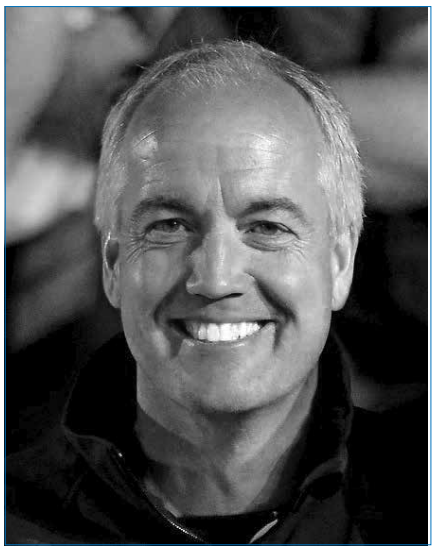
Wer ist die Vertreterin oder der Vertreter des Pfarrvereins in meinem Kirchenkreis?

Unser Pfarrverein hat in den meisten (leider nicht in allen …) Kirchenkreisen eine von den jeweiligen Vereinsmitgliedern gewählte Person als Vereinsvertretung; diese ist ein Bindeglied zwischen Mitgliedern und Vorstand des Vereins. Die jeweiligen Kolleginnen und Kollegen stehen für erste Anfragen und Informationen zur Verfügung, geben aber auch gerne Anregungen weiter. Dazu treffen sie sich in einer Vertretungsversammlung, deren Aufgaben in den §§ 15 und 16 unserer Vereinssatzung beschrieben sind. Da vielleicht nicht allen diese Personen bekannt sind, werden sie hier nach Kirchenkreisen geordnet namentlich genannt; nähere Kontaktdaten können über das Pfarrstellenverzeichnis leicht erfragt werden.

- Arnsberg: Katharina-Elisabeth Bäumer
- Bielefeld: Volker Torsberg
- Bochum: Michael Wuschka
- Dortmund: Olaf Kaiser, Dr. Johannes Majoros-Danowski, Ingo Maxeiner, Michael Nitzke
- Gütersloh: Christoph Freimuth
- Hagen: Michael Dahme
- Halle: Lothar Becker
- Hamm: Dr. Michael Korthaus
- Hattingen-Witten: Ludwig Nelles
- Herford: Michael Krause
- Iserlohn: Peter Philipps
- Lübbecke: Sigrid Mettenbrink
- Lüdenscheid-Plettenberg: Klaus Majoress
- Münster: Martin Elbert
- Paderborn: Ulrich Richter
- Recklinghausen: Thomas Fischer
- Schwelm: Hansjörg Richard
- Siegen: Tim Winkel
- Soest. Matthias Grevel
- Steinfurt-Coesfeld-Borken: Dirk Hirsekorn
- Wittgenstein: Jens Gesper

Thomas Weber – unser Mann bei Olympia

Sie sind seit 1994 Gemeindepfarrer in Gevelsberg sowie Mitglied in unserem Pfarrverein. Wie man beides werden kann, wissen wir. Darüber hinaus sind Sie Olympiapfarrer. Seit wann und wie sind Sie das geworden?



Thomas Weber

Auf dem Kirchentag in München 1993 lernte ich bei meinem Rundgang über den Markt der Möglichkeiten am Stand von Kirche und Sport den damaligen Sportbeauftragten der EKvW Dr. Karl-Christoph Flick kennen. Er baute zu der Zeit in Westfalen ein Netzwerk von Synodalbeauftragten auf, dem ich seitdem sehr gerne angehöre. Wir haben in all den Jahren manches gemeinsam auf die Beine gestellt: Pastoralkollegs, Aktionstage, Unterstützung des Konficups und anderes mehr. Seit Anfang 2017 habe ich nun selbst die Aufgabe des Sportbeauftragten unserer Landeskirche übernommen.

Zwischenzeitlich wurde ich damals in den Vorstand des EKD-Arbeitskreises Kirche und Sport gewählt. In dieser Funktion als Vorstandsmitglied begleite ich seit 2003 die Nationalmannschaften zu den Olympischen Spielen und zu den Sommeruniversiaden. Diese Weltspiele der Studierenden finden alle zwei Jahre statt und sind nach Olympia die zweitgrößte Multisportveranstaltung der Welt.

Welche sportlichen Fähigkeiten haben Sie für dieses Amt empfohlen? Und welchen Sport treiben Sie als 1960 Geborener heute noch?

Ich war zwar selbst nie Hochleistungssportler, habe von meiner Kindheit an immer gerne Sport getrieben – früher vor allem mit Begeisterung Handball gespielt. Heute fahre ich gerne Fahrrad, spiele Tennis und genieße es, im Winter Ski zu laufen. Bei zahlreichen Turnieren und Freundschaftsspielen habe ich außerdem das Tor unserer westfälischen Pfarrer-Fußballmannschaft gehütet. Dies durchaus mit Erfolg, denn dreimal sind wir auf Kirchentagen bei den Popen Open Deutscher Pfarrer-Fußballmeister geworden. In unserer Gevelsberger Gemeinde spielt zudem die sportliche Betätigung eine gute Rolle. Skifreizeiten zählen zum Gemeindeleben ebenso dazu wie der wöchentliche »Kirchensport« in der Sporthalle.

An welchen Olympischen Spielen haben Sie teilgenommen?

Bisher waren es vier Olympische Winterspiele (Turin 2006, Vancouver 2010, Sotschi 2014 und Pyeongchang 2018) und drei Sommerspiele (Peking 2008, London 2012 und Rio de Janeiro 2016). Daneben habe ich nun schon zum achten Mal die Studierendennationalmannschaft zu Universiaden begleitet.

Wohnen Sie jeweils im olympischen Dorf?

Bei Universiaden sind wir, der jeweilige katholische Kollege und ich, im Athletendorf mit dem Team gemeinsam untergebracht. Das ist natürlich ideal, bei Olympischen Spielen jedoch leider nicht möglich. Die Bettenkapazität ist in den Dörfern nämlich sehr begrenzt, so dass eine große Zahl von Trainern und Betreuern außerhalb untergebracht werden muss. Das betrifft auch uns Seelsorger. Wenn es also um die Unterbringung geht, liegt es nahe, unsere weltweiten kirchlichen Kontakte zu nutzen. Beispielsweise waren wir im Februar in Südkorea willkommene Gäste in der einheimischen katholischen Gemeinde vor Ort. Gleichzeitig haben wir aber fast jeden Tag Zugang zum Olympischen Dorf bekommen.

Wie finden Sie Kontakt zu den Sportlerinnen und Sportlern? Bieten Sie Sprechstunden an? Gibt es regelmäßige geistliche Angebote?

Nein, regelmäßige Sprechstunden gibt es nicht, aber die Teammitglieder wissen, wie sie uns erreichen können. Im Vorfeld verteilen wir darum an alle unsere Mittendrin-Broschüre, in der sich kurze Bibeltexte, Gebete und Meditationen finden.

Eine Olympiamannschaft besteht freilich nicht nur aus den Athletinnen und Athleten, sondern es gibt drüber hinaus eine Vielzahl von Menschen, die im Hintergrund wirken und zur Mannschaft gehören. Dazu zählen neben den Trainern auch die Verantwortlichen in den einzelnen Sportarten, das Büroteam, Ärzte und Physiotherapeuten, Pressesprecher und Mechaniker. Mittlerweile kenne ich einen großen Personenkreis, gerade auch die Älteren, die schon mehrfach dabei waren. Tatsächlich ist zu manchen im

Laufe der Jahre ein freundschaftlicher Kontakt entstanden.

Selbstverständlich bieten wir ökumenische Gottesdienste und Andachten an, nicht nur im Athletendorf, sondern ebenso im Deutschen Haus. In Rio haben wir zudem einen Gottesdienst in der Kapelle unterhalb der Christus-Statue gefeiert.

Wie sieht die ökumenische Zusammenarbeit aus?

Seit den Olympischen Spielen in München 1972 gibt es die Tradition, dass Seelsorger der römisch-katholischen und der evangelischen Kirche die Olympiamannschaft begleiten. Die Arbeit geschieht in ganz enger ökumenischer Ausrichtung. Nicht umsonst hat Jesus wohl seine Jünger damals zu zweit ausgesandt. Das stellen wir immer wieder vor Ort fest, wenn wir unsere Angebote planen und durchführen, aber auch gemeinsam Probleme ansprechen und nach Lösungen suchen. Da tut es einfach gut, nicht alleine auf sich gestellt unterwegs zu sein.

Bieten auch andere Nationen für ihre Teams seelsorgliche Begleitung an?

Ja, allerdings nur wenige. Zum österreichischen katholischen Kollegen haben wir einen engen Kontakt. Auch die polnische Mannschaft wird von einem katholischen Priester begleitet. Und verschiedene Male wurde das finnische Team von einer Pfarrerin begleitet.

Mit den Rodel-Medaillengewinnerinnen Natalia Geisenberger und Dajana Eitberger 2018 in Pyeongchang

Sind kirchliche Angebote bei Olympia ähnlich wie die sportpsychologische Betreuung ein Beitrag zur Fitness für den Sieg?

Das ist sicherlich ein Aspekt unserer Begleitung. Zum anderen geben wir bei solchen sportlichen Großveranstaltungen unseren Kirchen ja auch ein Gesicht. Oft wird uns Christen vorgeworfen, dass wir uns immer mehr aus manchen gesellschaftlichen Bereichen zurückzögen. Bei Olympia dagegen sind wir als Seelsorger sozusagen mittendrin. Wir stehen als Gesprächspartner zur Verfügung und genießen einen großen Vertrauensvorschuss – das zeigt sich auch in der Begegnung mit Familienangehörigen, mit Zuschauern und Journalisten. Das wissen viele zu schätzen und sagen darum, wie wichtig es für sie ist, mit uns nicht nur über Sieg und Niederlage, sondern ebenso über ganz normale alltägliche Dinge abseits des Sports sprechen zu können. Verschwiegenheit ist in der heutigen Zeit ein kostbares Gut.

Frei nach Römer 12,15: Haben Sie eher Kontakte mit den Siegern oder mit den Enttäuschten?

Der Bibelvers »Freut euch mit den Fröhlichen, weint mit den Weinenden« beschreibt tatsächlich die Stimmungen innerhalb eines 750-köpfigen Teams (soviele waren es bei den Sommerspielen in Brasilien) sehr genau. Nach außen zeigen wir ja in der Regel nur unsere Fassade, aber was sich alles dahinter verbirgt, bekommen wir bei unseren Mitmenschen oft nicht mit.

Gibt es Fragen oder Problemen, denen Sie immer wieder begegnen?

Bei den jungen Athleten dreht sich vieles um die sportliche Karriere, aber auch um die Perspektive, wie es einmal weitergeht. Ich kann allen nur raten, sich möglichst schnell im Leben ein zweites Standbein neben dem Sport aufzubauen. Denn wie schnell geht oft die Zeit im Sport zu Ende, wenn Verletzungen kommen oder sich der ganz große angestrebte sportliche Erfolg nicht einstellt.

In der Begegnung mit den Älteren aus der Mannschaft, etwa aus dem Betreuerteam, höre ich oft, wie schwierig es doch ist, das Leben im Hochleistungssport mit Familie und Freundeskreis unter einen Hut zu bringen. Aber auch Krankheit und Tod im nahen Umfeld werden häufig angesprochen.

Erfordern die Sommerspiele eine andere Art von geistlicher Begleitung als die Winterspiele?

© Fotos: privat

Mit dem deutschen Bobteam 2014 in Sotschi

Eigentlich nicht. Bei Winterspielen ist die Mannschaft freilich zahlenmäßig viel überschaubarer. Sommerspiele sind dagegen zwei bis drei Nummern größer, weil es ja deutlich mehr Sportarten, Wettbewerbe, Austragungsstätten und Teilnehmende gibt.

Gibt es bleibende Kontakte mit Sportlerinnen und Sportlern über die Spiele hinaus?

Teilweise. Mein Gemeindepfarramt nimmt mich schon voll in Beschlag. Andererseits ist es heutzutage durch die sozialen Netzwerke im Laufe des Jahres einfacher, mal schnell aus der Ferne zu gratulieren oder gute Genesung zu wünschen. Und natürlich freue ich mich auch immer, wenn sich Athleten melden und beispielsweise fragen, ob ich nicht bei ihrer kirchlichen Trauung mitwirken könne.

Gibt es außer 1. Korinther 9,24–27 und vielleicht noch Hebräer 12,1 andere Bibelstellen, die sich für Sportandachten besonders eignen?

In der Bibel finden sich tatsächlich nur wenige Stellen, die von sportlicher Ausdauer oder dem Ziel des Siegeskranzes vor Augen sprechen.

Aber umgekehrt begegnen mir ganz häufig Situationen im Sport, die sich hervorragend in einer Andacht oder Predigt thematisieren lassen. So hat zum Beispiel das Stichwort »Gegenwind« für mich im Laufe der Zeit eine völlig andere Bedeutung bekommen. Sowohl im Sport als auch im übertragenen Sinne im alltäglichen Leben macht uns der Gegenwind zu schaffen. In der Regel beeinträchtigt er die Leistung. Es gibt allerdings eine Sportart, bei der der Gegenwind eine positive Rolle spielt, nämlich das Skispringen. Und wenn Jesus bei der Stillung des Sturms mitten im starken Wind seine Jünger ermuntert, nicht furchtsam zu bleiben, dann liegt der Gedanke nahe, in unserem Leben bei Gegenwind nicht zu verzagen, sondern darin eine Chance zum Aufwind zu sehen.

Aus meiner Sicht lohnt es sich, einmal im Internet auf der Kirche und Sport-Seite der EKD in den Mittendrin-Olympia-Heften der vergangenen Jahre zu stöbern. Darin sind zahlreiche Anregungen für die

Verkündigung und Seelsorge abgedruckt: www.kirche-und-sport.de/download/mittendrin.

Welche besonders bedrückenden Erfahrungen mussten Sie machen?

Ich erinnere mich an eine Universiade in Asien, als zwei Teammitglieder in der Ferne plötzlich die Nachricht erhielten, dass der Vater bzw. Schwiegervater völlig unerwartet verstorben sei. Ich habe die Beiden anschließend auf Bitten der Mannschaftsleitung zum Flughafen-Hotel begleitet und sie unterstützt, bis am nächsten Morgen das Flugzeug Richtung Deutschland ging.

Und ich muss natürlich an Rio zurückdenken, als der 35-jährige Trainer der Kanuslalom-Mannschaft durch einen schweren Autounfall ums Leben kam. Es war das erste Mal für das deutsche Team, dass ein Teammitglied während der Olympischen Spiele verstarb. Die Betroffenheit war natürlich riesengroß. Am Tag nach seinem Tod gab es eine 20-minütige Trauerfeier im Olympischen Dorf, an der 200 Mannschaftsmitglieder teilnahmen und die wir als Seelsorger mitgestaltet haben. Von vielen Seiten wurde uns damals gesagt, wie tröstlich und wichtig es doch sei, die Olympiapfarrer eben auch als Notfallseelsorger zu erleben. Das sind Momente, die unvergesslich bleiben werden.

Und welche Erlebnisse waren besonders erfreulich?

Da könnte ich vieles erzählen. Besonders gerne denke ich an einen Gottesdienst in Peking zurück. Es war Sonntagnachmittag, und wir saßen mit 15 Personen im Apartment einer Sportlerin zusammen. Sie hatte ihre geräumige Wohnung für unsere Zusammenkunft zur Verfügung gestellt. Was vorher keiner wissen konnte, die Athletin gewann am Sonntagvormittag die Goldmedaille. Wenige Stunden später saß sie also in unserer Runde und konnte ihr Glück kaum fassen. An diesem Tag hat sie keine Interviews gegeben, sondern war einfach nur glücklich. Das sind die schönsten olympischen Augenblicke, wenn die Strapazen der jahrelangen Vorbereitungen abfallen und die Freude sich ausbreitet.

Haben Sie selber Zeit und Gelegenheit, sich Wettkämpfe anzuschauen?

Wenn es sich ergibt, bin ich sehr gerne bei Wettkämpfen anwesend, gerade bei den sogenannten Randsportarten, sie sonst nicht so im Rampenlicht der Öffentlichkeit stehen. Es ist beeindruckend, aus nächster Nähe die sportlichen Höchstleistungen mitzuerleben. Und die Athleten freuen sich natürlich über die Unterstützung.

Und wie schaut es mit Eröffnungs- oder Schlussfeiern aus?

Mehrere Feiern habe ich von der Tribüne als Zuschauer miterlebt. In Turin und Peking konnte ich sogar bei der Schlussfeier mit ins Stadion einlaufen. Das waren natürlich ganz besondere Augenblicke.

Davon wünscht PV-Info Ihnen für die Zukunft noch viele weitere.

.r.

Kein Kreuz mit dem Kreuz

Sonntag Exaudi – die Kirche wartet auf den Geist. Ein altes peruanisches Sprichwort sagt freilich: »Wer keinen Geist hat, vermisst auch keinen.« Wir vermissen den Geist, auch im politischen Leben. Seit Wochen gibt es einen Kampf zwischen der CSU und der katholischen Kirche, ein Kampf um das Kreuz – leider scheint es keinen Kampf zu geben zwischen der CSU und der evangelischen Kirche.

Wir beschäftigen uns heute mit dem Kreuz. Ein ernstes Thema – damit es nicht allzu ernst wird, eine Geschichte vorweg: Ein überzeugter Jude aus den USA war ein berühmter Mathematiker. Man berief ihn an eine katholische Universität. Seine Freunde bangten: Wird das gutgehen? Nach einigen Monaten fragten sie vorsichtig: »Wie geht es Dir denn bei den Jesuiten?« Er antwortete: »Sehr gut. Die halten viel von Mathematik. In jedem Raum hängt ein Pluszeichen.«

Beginn einer Predigt von Dr. Rainer Oechslen, Leutershausen, über Galater 6,14, abgedruckt im »Korrespondenzblatt« des bayerischen Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins, 133.2018, Nr. 6, 131–133.

Impressum

PV-Info – herausgegeben vom Evangelischen Pfarrverein in Westfalen
Redaktion: Dr. Werner M. Ruschke, Herenfridgäßchen 10, 59494 Soest, werner.ruschke@kk-ekvw.de (presserechtlich verantwortlich)
Layout und Satz: Markus Schmitz, Büro für typographische Dienstleistungen, Altenberge
Druck und Versand: Evangelischer Presseverband für Westfalen und Lippe e. V., Cansteinstr. 1, 33647 Bielefeld

ISSN 2365-0249